



Hochschule Neubrandenburg
University of Applied Sciences

Fachbereich Soziale Arbeit/ Bildung und Erziehung
Early Education – Bildung und Erziehung im Kindesalter

Bachelorarbeit

Zur Erlangung des akademischen Grades Bachelor of Arts
Studiengang Early Education – Bildung und Erziehung im Kindesalter

„Vor- und Nachteile integrativer Erziehung – Die Kindertagesstätte als Ort des gemeinsamen Lernens und Lebens“

vorgelegt von Claudia Schrödter
am 30.06.2009

Erstgutachterin: Prof. Dr. Anke S. Kampmeier
Zweitgutachterin: Prof. Dr. phil. Marion Musiol

Claudia Schrödter

urn:nbn:de:gbv:519-thesis2009-0105-1

Inhaltsverzeichnis

1. Einleitung	3
2. Kinder.....	4
2.1 Behinderung.....	5
2.2 Kindbild.....	6
2.3 Lernen.....	7
2.4 Die Sozialentwicklung von Kindern mit und ohne Behinderung	8
3. Institutionen und pädagogische Fachkräfte	11
3.1 Integration	11
3.2 Notwendige Rahmenbedingungen für Integration	12
3.3 Anforderungen an die pädagogischen Fachkräfte.....	16
3.3.1 Bildung und Erziehung	17
3.3.2 Normalität	18
3.3.3 Methodik: Beobachtung und Dokumentation.....	20
3.3.4 Elternarbeit/Öffentlichkeitsarbeit.....	21
3.3.5 Qualifikation/Fort- und Weiterbildungen	22
4. Empirischer Teil – Qualitative Methode.....	23
4.1. Erhebungsmethode	23
4.2. Durchführung.....	24
4.3. Kategorien und Ergebnisse des Interviews	25
5. Vor- und Nachteile der Integrations- und Sondereinrichtungen.....	26
5.1. Vorteile/ Nachteile der Sondereinrichtungen.....	26
5.2. Vorteile/Nachteile der integrativen Einrichtungen.....	28
5.3. Veränderungsvorschläge.....	34
6. Ausblick	40

Literaturverzeichnis

Anhang

1. Einleitung

Ich lache

Ich lache jedem ins Gesicht,
der groß mich anschaut,
als wäre ich ein Wundertier,
und zu mir spricht:„,
„Nein, was du alles machst, das könnt ich nicht!“
Ich lache ...

Ich lache jedem ins Gesicht,
der vor Mitleid zerschmilzt,
ängstlich sich umdreht
und zum anderen spricht:
„Dass solch ein Mensch lebt,
versteh ich nicht.“

Ich lache ...
Dem Menschen lache ich frech
ins Gesicht
und zeige ihm, was ich kann,
und dass ich Mensch wie andere bin,
so lange, bis er vernünftig spricht:
„So anders bist du ja wirklich nicht.“
Ich lache -

(Verfasser unbekannt) (Bundesvereinigung Lebenshilfe 1998)

Ich habe mich für den Einstieg über ein Gedicht entschieden, weil dieses Gedicht vieles widerspiegelt, was Menschen im Umgang mit behinderten Menschen denken. Vorherrschende Vorurteile, Unverständnis über Behinderungen und Desinteresse sind Merkmale, die sich in unserer Gesellschaft immer noch deutlich abzeichnen.

Die Leute haben Mitleid mit behinderten Menschen und behandeln sie oft als unselbständige Wesen, die ständig ihrer Hilfe bedürfen. Angst und Scheu im Umgang mit behinderten Menschen sind häufige Reaktionen, da die meisten Leute es nie erfahren haben, mit behinderten Menschen in ihrem direkten Umfeld aufzuwachsen. Viel zu oft werden behinderte und nicht behinderte Kinder im Kindergarten, in der

Schule, im Berufsleben und in der Freizeit voneinander getrennt. Das Unbekannte und Ungewohnte führt erst einmal zu Annäherungsproblemen und Missverständnissen, deshalb sollte es von früh an ermöglicht werden, dass behinderte und nicht behinderte Menschen die Möglichkeit haben zusammen aufzuwachsen.

In der folgenden Arbeit soll es um die Vor- und Nachteile der integrativen Erziehung in Kindertagesstätten gehen und welche Anforderungen und Voraussetzungen für einen gelingenden Integrationsprozess notwendig sind, um den Umgang mit der Vielfalt an Kindern zu gestalten.

Als erstes soll auf die im Integrationsprozess beteiligten Kinder eingegangen werden, die gemeinsam betreut werden sollen und auf die Einrichtungen mit ihren pädagogischen Fachkräften, die integrativ arbeiten. Im Weiteren nehme ich Bezug auf den empirischen Teil, auf die Auswertung von zwei Interviews, die mit Leiterinnen von zwei Kindertagesstätten geführt wurden. Der vorletzte Teil beinhaltet dann die Vor- und Nachteile der integrativen Erziehung.

Dabei stellte sich mir die Frage, ob integrative Erziehung sich positiv auf die Entwicklung der Kinder auswirkt und ob es ein Vorteil ist, wenn Kinder gemeinsam betreut werden, egal welcher Herkunft und mit welcher Behinderung. Diese Frage zu beantworten und Schlussfolgerungen für die pädagogische Praxis zu ziehen, soll dann den letzten Teil der Arbeit umfassen. Ich werde im Folgenden von Menschen und Kindern mit und ohne Behinderung sprechen oder von behinderten Kindern und Menschen.

2. Kinder

In diesem ersten Teil der Bachelorarbeit soll es um die Kinder gehen.

Sie spielen die Hauptrolle im integrativen Prozess, denn ihnen soll die Teilnahme an gemeinsamer Betreuung ermöglicht werden und dadurch auch ein möglichst „normales Leben“. Die Kinder mit Behinderung sollen die Möglichkeit haben, weitestgehend ein selbstständiges Leben zu führen. Für das allgemeine Verständnis soll zuerst einmal auf den Begriff der Behinderung eingegangen werden, da sich dort seit den Anfängen der Integrationspädagogik, in den 70er Jahren, einiges verändert hat.

Im Folgenden soll deshalb kurz versucht werden, den Begriff „Behinderung“ zu erklären.

2.1 Behinderung

Auf den Begriff der Behinderung soll kurz eingegangen werden, da heute etwas anderes darunter verstanden wird, als noch vor 30 Jahren.

Der traditionellen Sichtweise des Behindert-Seins wird heute die neue Sichtweise des Behindert-Werdens entgegengestellt (vgl. Eberwein/Sasse 1998 nach Sander 2002, S. 105).

Die alte Sichtweise beschreibt eine Behinderung folgendermaßen:

„Als behindert im erziehungswissenschaftlichen Sinne gelten alle Kinder, Jugendlichen und Erwachsenen, die in ihrem Lernen, im sozialen Verhalten, in der sprachlichen Kommunikation oder in den psychomotorischen Fähigkeiten so weit beeinträchtigt sind, dass ihr Teilhabe am Leben der Gesellschaft wesentlich erschwert ist. Deshalb bedürfen sie besonderer pädagogischer Förderung.“

(Deutscher Bildungsrat 1979, S. 32)

Während Behinderung anfangs noch als individuumsbezogen, als Folge einer Schädigung gegolten hat, wird sie mittlerweile als Systembezogen angesehen, das der Betroffene erst als behindert gilt, wenn die Gesellschaft ihn behindert.

So definiert Sander:

„Behinderung liegt vor, wenn ein Mensch mit einer Schädigung oder Leistungsminderung ungenügend in sein vielschichtiges Mensch-Umfeld-System integriert ist.“ (vgl. Sander 2002, S. 106)

Ein Mensch wird behindert, wenn er aus seinem sozialen Umfeld ausgegrenzt wird und wegen seiner Schädigung nicht die soziale Rolle einnehmen kann, die er ohne diese Schädigung in seiner Familie, am Wohnort oder am Arbeitsplatz einnehmen würde (vgl. Schöler 2002, S. 110).

Der Begriff „Behinderung“ ist häufig mit Etikettierungen, Stigmatisierungen und Diskriminierung verbunden, andererseits ist er als personenbezogene Zuschreibung auch mit Hilfe, Schutz und Förderung für den Betroffenen verbunden.

Wichtig ist es zu erkennen, dass sich Behinderung nicht auf die Merkmale (die sogenannten Defizite) von Personen bezieht, sondern auf die ungünstigen äußeren Bedingungen. Es wird dabei auch auf den sozialen Aspekt aufmerksam gemacht, dass die Folgen einer Behinderung mit gesellschaftlicher Ausgrenzung verbunden sind.

Einer Behinderung aus pädagogischer und sozialer Sicht kann damit entgegengewirkt werden, indem sich alle Einrichtungen für die Aufnahme von Kindern mit einer Behinderung bereit erklären und die notwendigen Lern- und Lebensbedingungen für die gemeinsame Betreuung schaffen. Dadurch kann die Ausgrenzung der behinderten

Kinder vermieden werden. Jeder Mensch kann einmal auf „behindernde“ Lern- und Lebenssituationen treffen (vgl. Schmidt 2002, S. 27).

Wenn die Umfeldbedingungen sich jedoch verändern würden und jeder Mensch eine gleichberechtigte anerkannte Rolle in seinem Leben einnehmen kann, dann könnte das den Begriff der „Behinderung“ überflüssig machen (vgl. Schöler 2005, S. 14).

Georg Feuser definiert Behinderung als Ausdruck dessen, was einem Menschen zu lernen und zu erfahren vorenthalten wurde und auch als Ausdruck unserer Art, wie wir mit einem Menschen, denn wir als behindert erkennen, umgehen (vgl. Feuser 2000, S. 73).

Die Definitionen sollen verdeutlichen, wie die Sichtweise von Behinderung heute ist und dass es von der Einstellung der Gesellschaft und eines jeden abhängt, ob andere behindert werden oder nicht. Dieses Verständnis von Behinderung ist genauso wichtig für die integrative Arbeit in den KITAS wie auch das vorherrschende Kindbild. Man muss erkennen, dass man einen Menschen nicht zu sehr einschränkt und ihn dadurch behindert.

Sehr wichtig für einen gelingenden Integrationsprozess sind die Wert- und Normvorstellungen, die in der Kindertagesstätte im Bezug auf Kinder mit Behinderung vorherrschen. Nur wenn alle Fachkräfte von der gemeinsamen Betreuung überzeugt sind und wirklich jeder persönlich der Ansicht ist, dass jedes Kind ein Recht auf gemeinsame Erziehung und Bildung hat, erst dann kann der integrative Prozess erfolgreich vonstatten gehen. Zu erst einmal muss also die Grundeinstellung stimmen, dann sind das vorherrschende Menschenbild und vor allem das Kindbild entscheidend für die Umsetzung der pädagogischen Arbeit.

2.2 Kindbild

Kinder werden als eigenaktive Lerner/innen angesehen, die sich ihre Welt in Ko- Konstruktion mit anderen Kindern und Erwachsenen aneignen.

Bildung beginnt mit der Geburt, die Kinder machen sich von Anfang an aktiv und selbstständig ein Bild von ihrer Umwelt und werden dadurch immer handlungsfähiger.

Für die Aneignung ihrer Lebensumwelt brauchen die Kinder verlässliche Bezugspersonen, die sie auf ihrem Bildungsweg begleiten. Das sollten zum einen die Eltern sein und zum anderen die Erzieher/innen, die die Kinder in der Kindertagesstätte begleiten. Die Bezugspersonen sollen den Kindern eine anregungsreiche Umwelt zur Verfügung stellen und den Kindern auf ihrem Entdeckungsweg als sichere Basis zur Verfügung stehen. Allen Kindern, egal ob behindert oder nicht, sollte so viel Eigenständigkeit wie möglich zugestanden werden. Ihnen sollen vielsinnliche

Erfahrungen ermöglicht werden, um ihre Umwelt mit allen Sinnen erleben zu können (vgl. Schäfer 2005, 40 ff.).

Für die Integrationspädagogik ist es wichtig anzuerkennen, dass jedes Kind gleich viel wert ist und deshalb sollte jedem Kind gleiche Aufmerksamkeit und Achtung entgegengebracht werden. Es gilt die Originalität eines jeden Kindes anzuerkennen und seine individuellen Bedürfnisse zu beachten.

Kinder sind die geborenen Forscher und Entdecker. Sie sind von Anfang an neugierig, wissensdurstig und auch begeisterungsfähig. Dieser Forscher- und Entdeckungsdrang der Kinder sollte niemals unterbunden werden, denn wenn dies geschieht, werden die Bildungsprozesse und somit das selbst gesteuerte Lernen der Kinder unterbrochen, und viele wichtige Erfahrungen würden verloren gehen.

2.3 Lernen

Lernen geschieht auf der Grundlage von Erfahrungen. Bereits vorhandenes Wissen verknüpfen die Kinder mit neuen Erfahrungen und so gelangen sie wieder zu neuem Wissen. Alles, was sie selber ausprobieren durften, das behalten sie auch viel leichter als wenn sie belehrt werden. Jedes Kind hat sein eigenes Entwicklungstempo und Entwicklungsziel (vgl. Schmidt 2002, S. 15).

Die wichtigsten Dinge im Leben lernen Kinder aus ihren Erfahrungen, die sie im Zusammenleben mit anderen machen.

Kinder sind in den ersten Lebensjahren sehr neugierig, begeisterungsfähig und offen für alles, was es in der Welt zu erleben gibt, wie nie wieder im späteren Leben. Eltern und Erzieher/innen sollten deshalb allen Kindern Freiräume für ihre Kreativität geben, Gelegenheiten, um ihre Welt aktiv zu gestalten und auch Anregungen für die Auseinandersetzung mit der Umwelt. Sie müssen lernen, die Kinder ihre eigenen Erfahrungen machen zu lassen und ihnen Dinge mit auf den Weg zu geben, die ihnen selbst während ihrer eigenen Kindheit bereits oft verloren gegangen sind: die Freude am Lernen, die Lust am Entdecken und Forschen und die Begeisterung am eigenen Gestalten (vgl. Gerald Hüther 2006, S. 70ff.).

„Kinder lernen immer, und sie lernen immer, indem sie sich zu dem, was sie erfahren und was es in der Welt zu entdecken gibt, in Beziehung setzen.“

(vgl. Gerald Hüther 2006, S. 80)

Die Kinder knüpfen jede neue Erfahrung und Wahrnehmung, die sie machen, an bereits vorhandene Erfahrungen, vorhandenes Wissen und Können an. Durch das Anknüpfen an bereits Vertrautes und Erfahrens ist die Bereitschaft von Kindern und

auch von Erwachsenen größer, sich auf Neues einzulassen und Neues auszuprobieren. Dieses Gefühl von Vertrauen ist also sehr wichtig, um überhaupt lernen zu können. Wenn sich Kinder und Erwachsene sicher fühlen, können sie sich auch hinaus in die Welt wagen und sich auf Neues einlassen. Wenn Angst und Druck bei der Auseinandersetzung mit Neuem entsteht, kann das Kind nichts Neues hinzulernen und im Gehirn verankern.

Gerade deshalb ist es für Kinder so wichtig, eine enge Beziehung zu Menschen aufzubauen, die ihnen Sicherheit bieten und ihnen bei der Lösung von Problemen zur Seite stehen und ihnen behilflich sind. Die Erwachsenen sollten den Kindern dann Orientierung geben bei der Entdeckung ihrer eigenen Möglichkeiten und bei der Gestaltung ihres eigenen Lebens.

Dabei sollte den Jungen und Mädchen viel Zeit für ihre Beobachtungen und ihren Interessen eingestanden werden, denn sie lernen am besten das, was sie auch interessiert. Kinder erschließen sich ihre Welt durch Versuch und Irrtum und deshalb ist es wichtig, Fehler zuzulassen, denn wer keine Fehler macht, kann auch nichts hinzulernen. Je öfter sie die Erfahrung machen, dass sie auch alleine Probleme lösen können, desto stärker wächst ihr Selbstvertrauen und ihre Sicherheit (vgl. Hüther 2006, S. 80ff.). Genau diese Erfahrungen müssen auch behinderten Kindern ermöglicht werden. Ihnen wird oft zu wenig zugetraut und zu schnell Hilfe angeboten, ohne abzuwarten, ob das Kind überhaupt Hilfe braucht. Sie sollen genau dieselben Möglichkeiten haben, um ihre Eigenständigkeit zu fördern und zu wahren.

Das Lernen geschieht vor allem durch eigene Erfahrungen, die die Kinder machen. Kinder sammeln diese Erfahrungen im selbstständig aktiven Tätigsein, in den freien Spielsituationen. Im Spiel können in umfassender Weise emotionale, geistige und soziale Erfahrungen gemacht werden. Durch wiederholen der Tätigkeiten üben die Kinder bestimmte Handlungs- und Verhaltensmuster ein. Im gemeinsamen Spiel lernen die Jungen und Mädchen voneinander und miteinander und stärken durch die gemeinsame Interaktion unbewusst ihre sozialen Kompetenzen.

2.4 Die Sozialentwicklung von Kindern mit und ohne Behinderung

Die gemeinsame Betreuung von Kindern mit und ohne Behinderung hat in den letzten Jahren deutlich zugenommen, was sich am Zahlenspiegel des Deutschen Jugendinstituts (Anhang) von 2005 erkennen lässt. Von 1998 bis 2002, also innerhalb von vier Jahren stieg die Anzahl der Integrationsplätze in Deutschland um 10.487 Plätze von 34.742 Plätze auf 45.229 Plätze und dem entgegen wurden auch über 10.000 Plätze in Sondereinrichtungen aufgelöst (vgl. Riedel 2005, S.174).

Die steigenden und sinkenden Zahlen der Einrichtungen lassen sich durch das veränderte Verständnis des gemeinsamen Lebens und Lernens erklären, dass jedes Kind ein Recht auf Bildung hat und ein Recht auf gleiche Teilhabe wie alle anderen Kinder auch. Dadurch entschieden sich viele Regeleinrichtungen dazu, einzelnen behinderten Kindern die Möglichkeit zu geben, in Wohnortnähe eine KITA zu besuchen.

Als zentrales pädagogisches Ziel des gemeinsamen Lebens und Lernens gilt die Entwicklung eines positiven Sozialverhaltens. Ein Verhalten, welches das „Anderssein“ der Kinder akzeptiert und als etwas Positives und Anregendes ansieht und nicht als etwas Fremdes oder Negatives.

In der gemeinsamen frühen Betreuung im Kindergarten können am ehesten die Grundlagen für ein soziales Handeln gelegt werden, das von Respekt und Solidarität gegenüber allen anderen Menschen gekennzeichnet ist.

Die große Vielfalt der Menschen kann als Chance für das gemeinsame Leben und Lernen erfahren werden.

Um einer umfassenden Persönlichkeitsentwicklung und Bildung der Kinder gerecht zu werden, bedarf es der Gemeinsamkeit von Lernsituationen mit ganz unterschiedlichen Kindern. Gerade heterogene Gruppen können die erforderliche Vielfalt von Lernanregungen mit sozialen und emotionalen Entwicklungsanreizen bieten.

Kinder mit und ohne Behinderung können in ihrem gemeinsamen Tun wechselseitig Modellfunktion füreinander erhalten (vgl. Maikowski/Podlesch 2002, S. 226).

Die Kinder können von der Unterschiedlichkeit der Erfahrungen, dem Wissen und Fähigkeiten anderer profitieren. Sie unterscheiden sich von ihrer Entwicklung und ihren Interessen her stark, so können sie sich von bestimmten Verhalten und Handlungen eines bestimmten Kindes oder einer Kindergruppe angesprochen fühlen und versuchen, das beobachtete Verhalten zu imitieren. Durch das Lernen am Modell können sie sich komplexere Aktivitäten abgucken und sich dann mit anderen Kindern daran beteiligen.

Integration zeichnet sich durch das gemeinsame Lernen der Kinder aus, durch Abschauen und Nachahmen von Tätigkeiten, durch gegenseitiges Ergänzen, sich auch mal abzugrenzen ohne andere auszugrenzen (vgl. Schmidt 2002, S. 23).

Die Kinder sollen vermittelt bekommen, dass jeder Mensch einzigartig und unverwechselbar ist. Wenn die Kinder durch Bezugspersonen Beachtung, Anerkennung und Wertschätzung erfahren, werden sie auch lernen, andere Kinder mit ihren jeweiligen Stärken und Schwächen anzuerkennen und niemanden auf Grund seiner Andersartigkeit auszugrenzen. Es ist wichtig, dass behinderte Kinder keine

Zuschreibungen auf Grund ihrer Behinderung erfahren, sondern dass man stattdessen den Kontakt, Interaktion und die Begegnung mit ihnen sucht.

Jedes Kind soll erfahren, dass es für die Gemeinschaft wichtig ist und dass es dazu gehört. Die Jungen und Mädchen erfahren im Zusammenleben ihre Stärken und Schwächen und werden toleranter im Umgang miteinander. Sie sehen, dass jeder Mensch mal Hilfe braucht, dass jeder etwas für den Anderen tun kann, dass man gemeinsam viel erleben und zusammen Spaß haben kann (vgl. Schmidt 2002, S. 24).

In sozialen Bezügen lernen Kinder von- und miteinander, entfalten ihre Kreativität und üben Kommunikation. Kinder mit unterschiedlichsten Interessen und Bedürfnissen haben die Möglichkeit sich so früh wie möglich gegenseitig kennen zu lernen und ein Verständnis für die Andersartigkeit und Verschiedenheit zu entwickeln (vgl. Kobelt Neuhaus 2008, S. 79).

Im Kindergarten sollten alle Kinder, egal welcher Herkunft, welchem Geschlechts und welcher Beeinträchtigung erfahren können, wie es dem anderen Kind in seiner Lebenssituation geht und welche unterschiedlichen Bedürfnisse ein jedes Kind hat. Das gemeinsame Spiel ermöglicht es, sich unvoreingenommen kennen zu lernen. Für kleine Kinder, existiert der Begriff „behindert“ noch gar nicht, für sie ist es ein Kind, das noch nicht laufen oder sprechen kann. Die gesellschaftlich negative Wertung des Begriffs „behindert“ erfahren die Kinder erst im Laufe der Zeit durch die Auseinandersetzung mit ihrer Umwelt (vgl. Herm 2007, S. 21).

Deshalb ist das gemeinsame Aufwachsen in den wichtigsten Sozialisationsphasen der Kinder förderlich für die spätere Integration in die Gesellschaft (vgl. Lingenauber 2008, S. 110).

Für die gemeinsame Betreuung ist das Verständnis vom Lernen der Kinder sehr wichtig, um als pädagogische Fachkraft angemessen auf jedes Kind individuell reagieren zu können. Um die Anforderungen, die dabei an die Erzieher/innen gestellt werden, soll es jetzt im folgenden Kapitel gehen. Es geht vor allem darum, was man beachten muss, wenn man ein oder mehrere behinderte Kinder in eine Kindertagesstätte aufnimmt, also welche Rahmenbedingungen für eine gemeinsame Betreuung notwendig sind.

3. Institutionen und pädagogische Fachkräfte

Ein weiterer wichtiger Aspekt im integrativen Prozess sind die Einrichtungen, die mit Kindern mit Behinderung arbeiten und die darin tätigen pädagogischen Fachkräfte.

Für die Aufnahme von Kindern mit Behinderung muss eine Umgebung gestaltet werden, so dass kein Kind in seiner Eigeninitiative eingeschränkt wird. Die Institution hat sich also auf die Kinder einzustellen und nicht, dass diese sich an die gegebenen Bedingungen anpassen müssen. Die KITA als ein Ort der Begegnung, an dem die Kinder in Kontakt miteinander treten und dadurch Gemeinsamkeiten und Verschiedenheiten erkennen und lernen, gegenseitiges Verständnis füreinander zu entwickeln. Den pädagogischen Fachkräften kommt dann die Aufgabe zu, die Kinder mit ihren je individuellen Bedürfnissen und Möglichkeiten zu sehen. Die akzeptierende Haltung gegenüber dem Kind, vermittelt ihm Sicherheit und Vertrauen im Umgang mit seinen Stärken und Schwächen (vgl. Schmidt 2002, S. 29).

Um die integrative Arbeit zu beschreiben soll erst einmal darauf eingegangen werden, was unter Integration überhaupt verstanden wird.

3.1 Integration

Integration meint die Eingliederung der Menschen mit Behinderung und andere Randgruppen (wie Migranten) in die Gesellschaft. Es soll ein gemeinsames Leben und Lernen von Kindern mit und ohne Behinderung gesichert werden. Integration wird gesetzlich durch die Erweiterung des Artikels 3 Absatz 3 im Grundgesetz gesichert. Der Absatz 3 regelt den Gleichstellungsgrundsatz, bei dem zum Beispiel niemand auf Grund seines Geschlechts, seiner Abstammung, seiner Herkunft und seines Glaubens benachteiligt oder bevorzugt werden darf. Der Absatz drei wurde 1994 durch einen zweiten Satz erweitert, der besagt, dass niemand auf Grund seiner Behinderung benachteiligt werden darf. Demzufolge hat jedes Kind ein Recht auf Bildung (vgl. Eberwein/Knauer, 2002 S. 13).

Integration wurde lange Zeit missverstanden, dass ein behinderter Mensch, durch Rehabilitation all das erwerben sollte, was er nicht kann.

Es wurde eine einseitige Anpassung des behinderten Menschen an die geltenden sozialen Normen gefordert. Doch heute ist bekannt, dass es um weit mehr geht als Rehabilitation oder gar bloße Duldung der behinderten Mitmenschen. Die Integration ist als ein wechselseitiger Prozess von Menschen mit und ohne Behinderung anzusehen. Beide Seiten verändern sich, Gemeinsamkeit und Zugehörigkeit können entstehen. Integration von Behinderten ist ein gesamtgesellschaftlicher Lernprozess,

der schon unter den Kindern im Kindergarten einsetzen sollte. Dabei geht es aber nicht darum, dass sich das behinderte Kind den Fertigkeiten von Gleichaltrigen anpassen muss, sondern, dass sich die Einrichtungen und die darin tätigen Fachkräfte auf das Kind mit seinen besonderen Bedürfnissen einstellen müssen. Der Blick auf das Original ist zu wahren (vgl. Pluger-Jakob 2001, S. 6ff.).

Die ersten Integrationseinrichtungen entwickelten sich in den 70er Jahren aus Bestrebungen von Eltern und Pädagogen/Pädagoginnen, die ihren Kindern eine Teilhabe am „normalen“ Leben ermöglichen wollten (vgl. Lingenauber 2008, S. 110).

In den 80er Jahren wurde Integration auf alle Kinder bezogen, sowie auf das gesamte Erziehungs-, Bildungs- und Unterrichtssystem.

In den 90er Jahren fand der Begriff Integration dann noch eine Ausweitung auf uneingeschränkte Integration in allen Lebensbereichen.

Den Menschen sollte eine ganzheitliche Teilhabe an der Gesellschaft ermöglicht werden. Beginnend mit der KITA, der Grundschule, der weiterführenden Schule, dem Berufsleben, der Freizeit und dem Wohnen (vgl. Lingenauber 2008, S. 106).

Von der Bedeutung der Integration soll es nun zur Umsetzung dieser in die Praxis übergehen, welche notwendigen Rahmenbedingungen erforderlich sind und welche Anforderungen an die pädagogischen Fachkräfte gestellt werden.

3.2 Notwendige Rahmenbedingungen für Integration

Voraussetzungen für das Gelingen von Integration

Sehr wichtig ist an erster Stelle die Beteiligung aller Kinder. Sie sollen lernen, einander anzuerkennen und niemanden wegen seiner Andersartigkeit auszugrenzen. Es ist Voraussetzung, dass behinderte und auch nicht behinderte Kinder Lust auf gemeinsames Lernen haben, Lust auf gemeinsame Erfahrungen, Lust auf Nachdenken und letztendlich Lust auf ein gemeinsames Leben (vgl. Etmann 2005, S. 56).

Die Kinder werden von alleine über Andersartigkeit nachdenken, es werden Fragen aufkommen, zum Beispiel warum der eine Junge oder das eine Mädchen mit fünf Jahren noch nicht laufen kann.

Kinder wollen alles genau wissen und haben ein Recht darauf zu erfahren, warum manche Kinder im gleichen Alter noch nicht alles genauso können. Die Erzieher/Erzieherinnen sind dann da, um gemeinsam mit den Kindern Antworten auf die Fragen zu finden. Wenn Integration jedoch schon in den ersten Jahren beginnt, werden die Jungen und Mädchen es als ganz selbstverständlich erfahren, dass es Kinder gibt, die zum Beispiel auf einen Rollstuhl angewiesen sind oder sich nicht

sprachlich äußern können. Sie erfahren, dass es Kinder gibt, die mehr Unterstützung brauchen bei alltäglichen Dingen, als sie selbst. Wenn sie dieses Verständnis entwickeln, werden sie den Kindern selber hilfreich zur Seite stehen und sie nicht wegen ihrer Andersartigkeit unfair behandeln.

Innere Bereitschaft und Engagement der pädagogischen Fachkräfte

Grundvoraussetzung für Integration ist auch die Bereitschaft der Pädagogen und Pädagoginnen, sich mit ihrem Menschenbild und bestehenden Normvorstellungen auseinanderzusetzen, sich gemeinsam mit den Kindern über die Verschiedenheit von Menschen zu verständigen und mit sich selbst reflexiv umzugehen, um seine eigenen Haltungen und Verhaltensweisen zu verstehen. Die pädagogischen Fachkräfte sind in ihrem Umgang mit behinderten Kindern Vorbild für andere Menschen, vor allem für die Kinder in der Gruppe, die sie betreuen. Wenn die Kinder sehen, wie der/die Erzieher/in auf das behinderte Kind eingehen, wie sie mit ihm kommunizieren und ihm auch mal hilfreich zur Seite stehen, dann gucken sich die Kinder dies Verhaltensweisen ab und ahmen sie auch nach. Dadurch lernen sie, wie sie auf bestimmte Kinder reagieren müssen und wie sie am besten mit ihnen Kontakt aufnehmen können.

Weiterhin ist die Zufriedenheit aller Beteiligten Grundvoraussetzung für das Gelingen von Integration.

Alle Beteiligten müssen hinter dem Integrationsprozess stehen und sich gemeinsam für das Gelingen einsetzen und sich gegenseitig unterstützen und anregen. Die Eltern sollten sich angenommen fühlen und wissen, dass ihr Kind gut aufgenommen ist.

Die Erzieher/Erzieherinnen, das Leitungspersonal und die Trägerschaft sollten den Integrationsansatz nach außen präsentieren und voll und ganz dahinter stehen.

Vor allem ist es wichtig, dass sich jedes Kind in der Gruppe wohl fühlt und so sein kann wie es ist. Denn nur dabei zu sein, ist nicht alles. Die Kinder dürfen nicht am Rande stehen, sondern sollen in das Gruppengeschehen integriert sein.

Jedem Kind kann mit seinen jeweiligen Besonderheiten ein subjektorientiertes Lernen in sozialer Gemeinschaft ermöglicht werden, wenn die notwendigen Rahmenbedingungen gegeben sind. Für das gemeinsame Zusammensein brauchen Kinder Anregungen, Räume und qualifiziertes Personal zur Entfaltung ihrer Fähigkeiten und Persönlichkeiten.

Gruppengröße- und Zusammensetzung

Bei der Integration wird zwischen zwei grundlegenden Formen gemeinsamer Erziehung unterschieden. Zum einen die integrativen Gruppen, dabei handelt es sich meist um altersgemischte Gruppen, bei einer Gruppengröße von etwa 15-18 Kindern

und darunter 3-5 Kinder mit unterschiedlichen Behinderungen. In diesen Gruppen werden die Kinder von 2 pädagogischen Fachkräften betreut. Diese integrativen Gruppen gibt es zum einen in Sondereinrichtungen, die sich der gemeinsamen Erziehung zugewandt haben oder in Kindertagesstätten, die eine oder mehrere integrative Gruppen haben neben den traditionellen Regelgruppen. Dann gibt es Einrichtungen, die schon als integrative Tagesstätten gegründet wurden und somit in allen Gruppen integrativ arbeiten.

Zum anderen gibt es die Einzelintegration, bei der ein oder zwei Kinder mit Behinderung in eine Regelgruppe einer Kindertagesstätte in ihrem Wohnumfeld aufgenommen werden (vgl. Lingenauber 2008, S. 34 / Kron 2002, S. 180/181).

In den integrativen Gruppen geht es um die gemeinsame Sozialisation der Kinder mit und ohne Behinderung, und gleichzeitig soll in den Gruppen die individuelle pädagogische und therapeutische Förderung sichergestellt werden.

(vgl. Kron/Papke 2008, S. 110).

In den altersgemischten Integrationsgruppen werden Kinder von 3-5 Jahren gemeinsam betreut, das hat den Vorteil, dass die Kinder sich an anderen Kindern mit den verschiedensten Entwicklungsniveaus orientieren können. Es gibt nicht nur die gleichaltrigen Kinder, mit denen sie sich vergleichen und vielleicht feststellen müssen, das kann ich aber noch nicht, sondern es gibt auch jüngere Kinder, bei denen sie vielleicht feststellen, dass diese gerade das machen, was auch ihr Interesse ist, also schließen sie sich den jüngeren Kindern an. Entwicklungsrückstände können somit im Spiel mit jüngeren Kindern aufgeholt werden.

Es wäre angebracht, wenn die Integrationsgruppe nicht nur in ihrem Gruppenraum unter sich bleibt, sondern dass durch Öffnung der Gruppen das Integrationskonzept auch in den anderen Gruppenräumen und in der gesamten Einrichtung zum festen Bestandteil wird. So könnten alle Kinder die Erfahrung mit behinderten Kindern machen und nicht nur die Kinder in den Integrationsgruppen (vgl. Heimlich 2005, S. 212).

Personelle und räumliche Ausstattung

In den Integrationsgruppen werden die Kinder von zwei pädagogischen Fachkräften betreut, die meist aus einem/er staatlich anerkannten Erzieher/in und einer Fachkraft mit heilpädagogischer Zusatzqualifikation bestehen. Zwei Fachkräfte in der Integrationsgruppe haben den Vorteil, dass sie sich gegenseitig unterstützen können und einander hilfreich bei Problemen zur Seite stehen. Sie haben beide einen unterschiedlichen Blick auf das jeweilige Kind und können ihre Erfahrungen und Erlebnisse, die sie mit dem Kind machen, gemeinsam austauschen und sich

gemeinsam zum Beispiel über notwendige Veränderungen beraten. Für die Entwicklung der Kinder sind nicht nur die festen Bezugspersonen wichtig, die ihnen Sicherheit vermitteln sondern auch die Räume, die ebenfalls für Sicherheit und Geborgenheit der Kinder sorgen.

Die Räume und das gesamte Haus sollten so ausgestattet sein, dass alles barrierefrei für alle Kinder erreicht werden kann, damit so viel Selbstständigkeit wie möglich für die Kinder mit einer Behinderung erzielt wird.

Des Weiteren sollten Räume genügend Platz für Bewegung haben, aber auch für Rückzug und Geborgenheit. Die Räume sollen den Kindern Sicherheit geben und ein Ort sein, an dem sie sich voll und ganz wohl fühlen können.

Die Räume können in verschiedenen Funktionsbereiche eingeteilt sein, so dass alle Kinder ihren jeweiligen Interessen nachkommen können, viele Anregungen erfahren und ihre Kreativität ausleben können. Gerade auch für schwerstmehrfachbehinderte Kinder ist es wichtig, dass sie ihren sicheren Platz im Raum haben, an dem sie sich geborgen fühlen, von dem aus sie die anderen Kinder beobachten können und somit auch am Geschehen teilhaben können (vgl. Kobolt Neuhaus 2008, S. 83).

Die Spielräume der Kinder sollten so gestaltet sein, dass sie die Eigenaktivität und die Kreativität der Kinder anregen, dabei sollten sie überschaubar strukturiert sein und nicht durch zu viel Materialangebot überfordern. Reizüberflutung, auch visuelle Reizüberflutung durch zu viele Bilder und Fotos an Wänden und Fenstern soll vermieden werden. Weniger ist oft mehr bei der Raumgestaltung (vgl. Schmidt 2002, S. 88).

Zusammenarbeit mit den Eltern

Integrative Erziehung basiert auf ein ganzheitliches Förderkonzept, welches die Lebenssituation der Kinder und deren Eltern zum Ausgangspunkt der pädagogischen Arbeit macht. Jedes Kind soll sich nach seinen Möglichkeiten in der Gemeinschaft zurechtfinden und sich wohl fühlen (vgl. Schmidt 2002, S. 33).

Wenn von Integration als ganzheitliches Förderkonzept ausgegangen wird, sollten die Lebensumstände der Kinder berücksichtigt werden und in die pädagogische Arbeit mit einbezogen werden. Die Zusammenarbeit mit dem gesamten Umfeld des Kindes ist wichtig, um eine emotional gesicherte Entwicklung zu fördern (vgl. Schmidt 2002, S. 33).

Die Eltern sind wichtige Ansprechpartner auf allen Ebenen, besonders im Bezug auf die bisherige Entwicklung ihres Kindes. Gerade bezogen auf die Interessen und Bedürfnisse des Kindes, sind die Eltern als Experten für die Gestaltung des pädagogischen Prozesses unverzichtbar. Wenn ein Kind neu in eine KITA

aufgenommen wird, ist der erste Kontakt zu den Eltern sehr wichtig, um sich zum Beispiel über die wichtigsten Dinge des Kindes und über die pädagogische Konzeption auszutauschen. Auch im weiteren Verlauf ist eine auf Vertrauen basierende Zusammenarbeit für alle Seiten förderlich. Erzieher/ Erzieherinnen und Eltern sollten immer zum Wohl des Kindes zusammenarbeiten, denn ein Kind merkt es, wenn es zwischen seinen Bezugspersonen Spannungen gibt, und das zeigt sich dann in Konflikten beim Kind, was sich wiederum negativ auf seine Entwicklung auswirken kann (vgl. Heimlich 2005, S. 213).

3.3 Anforderungen an die pädagogischen Fachkräfte

Ein/e Erzieher/in muss über vielfältige Kompetenzen im pädagogischen Arbeitsfeld verfügen. Durch den Wandel der Gesellschaft, durch veränderte Familienstrukturen, unterschiedliche Lebenserfahrungen und Lernvoraussetzungen der Kinder werden viele Anforderungen an die Erzieher/innen gestellt, die nicht immer leicht zu bewältigen sind. „Kindheit ist durch Vielfalt und Unterschiedlichkeit der Lebensumstände gekennzeichnet.“ (vgl. Eberwein/Knauer 2002, S. 11)

Je größer die Unterschiedlichkeit der Kinder ist, desto höher werden auch die Anforderungen an die pädagogischen Fachkräfte. Sie sollen jedes Kind in seiner Individualität respektieren und akzeptieren und somit den je individuellen Möglichkeiten des Kindes gerecht werden (vgl. Schmidt 2002, S. 9).

Im Folgenden soll auf einige Punkte eingegangen werden, die in einem heutigen Verständnis von pädagogischer Arbeit in der Kindertagesstätte geleistet werden sollten. Es soll die Verschiedenheit der Kinder und der Familien anerkannt und als Chance genutzt werden, um den Kindergartenalltag vielfältig und bereichernd für alle Kinder und deren Familien zu gestalten.

Die Pädagogische Arbeit geht von der Lebenssituation behinderter und nicht behinderter Kinder aus, im Mittelpunkt des Lernens stehen deshalb die vielfältigen Erlebnisse und Alltagserfahrungen der Kinder, ihre individuellen Bedürfnisse und sozialen Bedingungen (vgl. Etmann 2005, S. 22).

Mit den gesellschaftlichen Veränderungen geht auch ein Wandel des Verständnisses von Bildung und Erziehung einher.

Die Erzieher/innen sind von mehreren Seiten einem hohen Erwartungsdruck ausgesetzt. Alle Eltern wünschen sich die bestmögliche Förderung für ihr Kind und jeder hat ein anderes Verständnis davon, wie diese Förderung aussehen könnte. Einige Eltern denken, dass durch so viel Therapie wie möglich die Behinderung

aufgehoben werden kann. Deshalb ist es Aufgabe der Fachkräfte, die Eltern zu unterstützen und ihnen auch zur Seite zu stehen, wenn es darum geht, die Behinderung ihres Kindes erst einmal zu akzeptieren. Dafür ist das Verständnis von kindlicher Entwicklung wichtig und somit auch das veränderte Verständnis von Bildung und Erziehung.

3.3.1 Bildung und Erziehung

Bildung

Bildung wird als Selbstbildung des Kindes verstanden, das Kind bildet sich selbst, macht sich selbst ein Bild von seiner Umwelt. Wenn Bildung als Eigenaktivität des Kindes verstanden wird, bei dem es sich seine Welt aneignet, dann kann das Kind nicht gebildet werden, es kann sich nur selbst bilden.

Das Kinder von sich heraus etwas lernen wollen, was ihren Interessen entspricht, dass drückt der Neurophysiologe Wolf Singer aus:

„Kinder lernen nur das, was sie wollen und nicht das was sie sollen.“

(Wolf Singer)

Lernen findet dabei immer in der sozialen Interaktion statt. Die Grundlage für Bildung ist die Bindung, ohne die sichere Bindung zu einer Bezugsperson wäre lernen nicht möglich. Die Bezugsperson begleitet und unterstützt die Kinder auf ihren Bildungswegen und zeigt dadurch Interesse am Kind. Bildung wird dabei immer als Prozess verstanden, der lebenslang andauert (vgl. Laewen/Andres 2002, S. 42 ff.).

Erziehung

Beim Verständnis von Erziehung geht es nicht nur um die Vermittlung von Regeln, Werten und Normen und schon gar nicht um „gehorsam“. Erziehung bedeutet, dass die Bildungsbewegung der Kinder durch die Bindungsperson beantwortet wird und dass die Erzieher/innen eine bildungsanregende Umwelt für die Kinder schaffen. Erziehung soll Anregung geben für selbstständige Entwicklungs- und Lernprozesse aber auch herausfordern, den Kindern neue Themen zumuten und gemeinsam die Themen der Kinder beantworten.

Die Erzieher/innen sollen Begleiter der kindlichen Entdeckungs-, Bildungs- und Lernprozesse des Kindes sein.

Anforderungen an die Erzieher/innen wären es also:

- Bindungsperson für die Kinder zu sein
- auf die Eigenbewegung und die Selbstbildungsprozesse der Kinder zu reagieren
- günstige Bedingungen für die Lernprozesse der Kinder ermöglichen

- Anregungen, Impulse, Unterstützung beim Entdecken und Begreifen der Welt zu geben
- durch Beobachtung und Dokumentation die Interessen und Themen der Kinder wahrnehmen
- selbst Forscher und Entdecker zu sein und mit den Kindern gemeinsam auf Bildungswege begeben
- sich als Lernende zu verstehen, im Sinne vom lebenslangen Lernen (vgl. Laewen/Andres 2002, S. 43/44).

Nach dem Verständnis vom kindlichen Lernen sollte das Umfeld der Kinder so gestaltet werden, dass ihnen viele Selbstbildungsprozesse ermöglicht werden und ihre Eigenaktivität gefördert wird.

Bildung wird immer als Eigenaktivität der Kinder verstanden. Erzieher/innen sehen sich als Begleiter der Kinder auf ihren Bildungswegen und gestalten dem hingehend einen Austausch über die Interessen und Themen der Kinder.

Dadurch, dass alle Kinder als gleichwertig angesehen werden sollen, stehen die pädagogischen Fachkräfte vor der Aufgabe, sich mit ihren eigenen Sichtweisen von „Normalität“ und den gesellschaftlich vorhandenen Normvorstellungen auseinanderzusetzen - wie werden behinderte Kinder in der Gesellschaft gesehen und was bedeutet „Normalität“.

3.3.2 Normalität

Im Zusammenhang von Behinderung hört man auch oft den Begriff Normalität, dass Behinderung hauptsächlich über die Abweichung vom „Normalen“ definiert wird.

Sind Menschen mit einer Behinderung keine „normalen“ Menschen und was bedeutet normal eigentlich?

Normalität, ist ein Begriff, der schwer zu definieren ist.

Jeder sieht und definiert es anders. Normal ist das, was man selber für richtig und gut hält. Es hängt von jedem Individuum ab, welchen Blick jemand auf ein bestimmtes Thema hat, welche eigenen Wert- und Normvorstellungen er hat. Als „normal“ sehen wir meist alles an, woran wir gewöhnt sind und was für uns alltäglich ist.

Wenn Menschen viel Kontakt zu Menschen mit Behinderung haben, dann sehen sie diese als ganz normal an, es ist ein Mensch wie jeder andere auch mit seinen individuellen Bedürfnissen und Fähigkeiten.

Für sie ist es ganz normal, da sie täglich mit ihnen zusammen sind.

Doch was veranlasst die Menschen zu behaupten, dass Menschen mit einer Behinderung anormal sind.

Es sind meist die wenigen Erfahrungen, die wir (die Mehrheit der Bevölkerung) mit behinderten Menschen in unserem Alltag machen aber auch unsere Sozialisation, die uns seit der Kindheit geprägt hat. Die Einstellung der Leute gegenüber Menschen mit Behinderung liegt den Normen und Werten unserer Gesellschaft zu Grunde (vgl. Schöler 2005, S. 15).

All diese Punkte beeinflussen unser vorhandenes Normalitätsverständnis, es hängt von dem System und der Kultur ab, in der wir leben, wie wir behinderte Menschen sehen und wie wir ihnen gegenüber treten.

Gesellschaftlich werden behinderte Menschen oft noch ausgegrenzt.

Zu den normalen Menschen gehören nach allgemeiner Vorstellung alle Menschen, die körperlich voll leistungsfähig sind und die im Bereich ihrer psychisch- geistigen Verhaltensweisen den Erwartungen der Gesellschaft entsprechen.

(vgl. Bärsch 1998, S. 16).

Das vorherrschende Bewusstsein von der Gesellschaft, was unter „normal“ zu verstehen ist, ist der eigentliche Grund für die Ausgrenzung.

Es sollte für die Menschen genauso normal sein, behindert zu sein, wie es auch normal ist, nicht behindert zu sein (vgl. Lingenauber 2008, S. 166).

Es sollte einfach eine neue Normalität entstehen, in der alle Menschen einbezogen sind, dies kann nur gelingen, wenn man sich mit diesem Thema einmal auseinandersetzt und für sich selbst überlegt, was ist für mich eigentlich normal. Man muss bei sich selbst anfangen und seine Einstellung gegenüber den Menschen mit besonderen Bedürfnissen verändern. Walter Bärsch schrieb 1988 schon, dass der Begriff „Normalität“ so ausgeweitet werden muss, dass künftig auch behinderte Menschen als normale Menschen mit einbezogen werden. Diese Aufgabe kann nur gelingen, wenn sie von der gesamten Gesellschaft geleistet wird (vgl. Bärsch, 1998, S. 17).

Ein gesellschaftliches Umdenken und persönliches Umdenken muss erfolgen, was allen Menschen die Teilhabe am gesellschaftlichen Leben ermöglicht und wo jeder Mensch so akzeptiert wird, wie er ist.

3.3.3 Methodik: Beobachtung und Dokumentation

Ein wichtiger Aspekt in der Begleitung der Kinder auf ihren individuellen Bildungswegen ist die Beobachtung und Dokumentation von den kindlichen Entwicklungsschritten. Beobachtung ist Voraussetzung für die kompetente Entwicklungsbegleitung des Kindes. Da jedes Kind verschieden ist, erfordert dies von der pädagogischen Fachkraft individuell auf jedes Kind und seinen jeweiligen Bedürfnisse und Interessen einzugehen. Die Beobachtung zeigt dem Kind und seinen Eltern gegenüber Wertschätzung und Anerkennung.

Erzieher/innen richten während ihrer Beobachtung ihre Aufmerksamkeit auf die vom Kind selbst gewählte Tätigkeit und dokumentieren dann anhand der Beobachtung, welche Interessen das Kind gerade verfolgt, wie engagiert es ist und ob es sich in der Situation wohl fühlt. Durch die Beobachtung bekommen die pädagogischen Fachkräfte einen Einblick auf den Entwicklungsstand des Kindes, auf die Stärken und Kompetenzen, auf die Bildungsthemen der Kinder, sowie auf ihre sozialen Bezüge zu anderen Kindern und zu Erwachsenen. Die Bildungs- und Lernprozesse der Kinder werden dann dokumentarisch in einem Entwicklungsbuch, dem Portfolio, für jedes Kind festgehalten. Beobachtungen sind zum einen Ausgangspunkt für die Förderung der Kinder und zugleich auch Grundlage für die Arbeit mit den Eltern der Kinder.

Das Portfolio bietet die Möglichkeit auch die Eltern in die Bildungsprozesse ihres Kindes mit einzubeziehen. So können sie erfahren, was ihr Kind in der Einrichtung macht, wo seine Interessen liegen und mit wem es gerne zusammenspielt. Vor allem erfahren Eltern durch die Beobachtungen, dass ihr Kind in jeder Spielsituation auch etwas lernt, was sehr wichtig ist, weil bei den meisten Eltern noch die falsche Annahme vorherrscht, dass die Kind ja den ganzen Tag „nur“ rumspielt und dabei nichts sinnvolles tut. Durch die Reflexion des Lernprozesses können sie sehen, was Kinder im Spiel lernen und erfahren, dass das Spiel die zentrale Tätigkeitsform für das Kind ist.

Für Eltern von behinderten Kindern bedeutet es, dass sie erfahren, dass ihr Kind genauso wie jedes andere Kind anerkannt und beachtet wird. Sie erfahren eine gewisse Anerkennung und Wertschätzung, die sie vom Großteil der Gesellschaft nicht erfahren. Die Interessen und Fähigkeiten von Kindern mit Behinderung sollen genauso in den Alltag einbezogen werden, wie die der anderen auch. Gerade, wenn sich die Eltern Sorgen machen, ob ihr Kind überhaupt richtig angenommen wird und sich wohl fühlt, bietet das Portfolio eine gute Möglichkeit, die Eltern am Geschehen ihres Kindes im Kindergarten rückblickend teilhaben zu lassen. Sie bekommen Einblicke, was, wo und mit wem ihr Kind gerne spielt, ob es lieber alleine spielt oder in größeren Gruppen,

das kann die Eltern beruhigen und auch dazu anregen, einen ganz neuen Blick auf ihr Kind zu werfen. Sie können ihr Kind selbst auch beobachten und vergleichen, ob es zu Hause auch gerade die gleichen Themen hat, die es beschäftigen oder ob es ganz andere Themen sind wie im Kindergarten. Auf der Grundlage ihrer eigenen Beobachtungen können sich dann Erzieher/innen untereinander und gemeinsam mit den Eltern austauschen, um geeignete Lernangebote und Entwicklungsanreize für die Kinder entwickeln zu können (vgl. Bensel/Haug- Schnabel 2005, S. 3ff.).

3.3.4 Elternarbeit/Öffentlichkeitsarbeit

Die Ziele und Wünsche der Eltern sind in der pädagogischen Arbeit zu berücksichtigen. Die Eltern kennen ihre Kinder am Besten und sollten deshalb als Experten ihrer Kinder wert geschätzt werden. Zwischen Eltern und Erziehern/Erzieherinnen kann sich mit der Zeit ein Vertrauen aufbauen, was sich durch gegenseitige Achtung auszeichnet.

Es wäre gut, wenn ein kontinuierlicher Kontakt zwischen den pädagogischen Fachkräften und den Eltern besteht, um sich über das Kind und seine Lern- und Lebenssituationen auszutauschen.

Die KITA sollte ein Ort der Begegnung werden, bei dem sich die Eltern der Kinder treffen und sich miteinander unterhalten können.

Elternangebote können den Austausch der Eltern untereinander fördern und möglicherweise bestehende Berührungängste abbauen. Gemeinsame Ausflüge, Elternnachmittage, Elterntreffs und Elternabende aber auch gemeinsame Eltern- Kind-Nachmittage, Feste, Garten- oder Raumgestaltung, bei denen die beruflichen und privaten Talente der Eltern mit einbezogen werden können, tragen mitunter zur sozialen Integration und zur Überwindung von Isolation bei.

Die KITA als Begegnungsort bietet die Möglichkeit, dass sich die verschiedenen Familien kennen lernen und gerade auch, dass Familien mit behinderten Kindern, die oft von ihrem sozialen Umfeld isoliert werden, wieder soziale Kontakte aufbauen und sich dazugehörig und anerkannt fühlen.

Vor allem die Angebote der wohnortnahen Integration können dazu beitragen, dass sich die Kontakte unter den Eltern besser entwickeln und vielleicht auch langfristig bestehen bleiben, da alle Eltern mit ihren Kindern im nahen Umfeld leben. Für KITAS ist der Kontakt zum gesamten Umfeld sehr wichtig. Durch ein großes soziales Netzwerk kann die pädagogische Arbeit qualitativer gestaltet und für Fachkräfte erleichtert werden. Durch die Zusammenarbeit mit anderen sozialen Einrichtungen können für die Erzieher/innen, Eltern und Kinder viele Beratungs-, Unterstützungs- und Informationsangebote zur Verfügung gestellt werden, zum Beispiel durch die

Zusammenarbeit mit dem Jugendamt, dem Sozialamt, den Frühförderstellen, Grundschulen, Erziehungs- und Familienberatungsstellen usw. Die Erzieher/innen wissen, auf welche Institution sie zurückgreifen können bei der Unterstützung von Problemen der Eltern oder wen sie denn Eltern empfehlen können, wenn es ihre eigenen Möglichkeiten und ihr Aufgabenfeld überschreitet (vgl. Schmidt 2002, S. 48ff.).

3.3.5 Qualifikation/Fort- und Weiterbildungen

Auf der Grundlage von lebenslangem Lernen, ist es wichtig, sich als Erzieher/in immer wieder über aktuelle wissenschaftliche Erkenntnisse auf dem Laufendem zu halten und regelmäßig an Fort- und Weiterbildungen teilzunehmen. Da die Zusammenarbeit von Wissenschaft und Praxis noch nicht so gut verläuft, sollte versucht werden aus den Fortbildungen Anregungen und neue Erkenntnisse mitzunehmen und diese dann in der Praxis umzusetzen. Sich selbst immer noch als Lernenden anzusehen und offen für Neues zu sein ist eine gute Voraussetzung, um sich an verfügbaren Weiterbildungen zu beteiligen. Des Weiteren ist es wichtig, die eigenen Handlungen immer wieder zu reflektieren, damit bewusst wird, warum man so gehandelt hat. Durch das Nachdenken über das eigene Verhalten wird einem klarer, was das eigene Verhalten beeinflusst, welche Gefühle in bestimmten Situationen ausgelöst werden und wie sie das pädagogische Handeln beeinflussen (vgl. Schmidt 2002, S. 100).

Es ist deutlich geworden, dass Integration viel Einsatz erfordert und dass neben günstigen Rahmenbedingungen vor allem auch persönliches Engagement wichtig ist, um etwas zu erreichen.

Nach der Schilderung der vielen Anforderungen und Bedingungen, die für Integration notwendig sind, soll es nun um eine andere Betrachtungsweise dieses Themas gehen. Das Kapitel drei beschäftigt sich mit den durchgeführten Interviews in einer Sonder- und einer Integrationskindertagesstätte. Es wird im Folgenden zusammengefasst beschrieben, welche Interviewmethode gewählt wurde und warum und wie die Interviews durchgeführt wurden.

4. Empirischer Teil – Qualitative Methode

Um der Arbeit noch einen wissenschaftlichen Teil beizutragen, wurde sich für die Durchführung einer Methode der qualitativen Sozialforschung entschieden. Innerhalb der Sozialwissenschaften wird gewöhnlich zwischen der quantitativen und der qualitativen Forschungsrichtung unterschieden (vgl. Strauss 1994, S. 26).

Die qualitative Sozialforschung hat den Anspruch Lebenswelten aus der Sicht der handelnden Menschen zu beschreiben, damit soll dann zu einem besseren Verständnis der sozialen Wirklichkeit beigetragen werden (vgl. Flick u.a. 2000, S. 16).

Die quantitative Forschung hingegen strebt nach standardisierten Instrumenten, damit der subjektive Einfluss der Untersuchungen minimal gehalten wird und so möglichst objektive Befunde gesichert werden (vgl. Häder 2006, S. 68).

Während in der qualitativen Forschung verbale Daten interpretativ verarbeitet werden, werden in der quantitativen Forschung Messwerte statistisch analysiert. Bei der quantitativen Forschung wird ein Sachverhalt mit Hilfe von Zahlen beschrieben.

Zum Beispiel ob jemand mit seiner Wohnsituation zufrieden ist, so bedeutet der Wert 1 dass jemand sehr unzufrieden ist und der Wert 7, dass er sehr zufrieden ist mit seiner Wohnsituation. Bei der qualitativen Forschung wird sich zu der Frage eine ausführliche verbale Auskunft eingeholt.

4.1. Erhebungsmethode

Bei der Wahl der Sozialforschungsmethode schien die qualitative Forschung am geeignetsten, da sie in ihrer Zugangsweise offener und dadurch auch „näher dran“ ist. Dadurch kann ein konkreteres Bild von den Perspektiven der Befragten gewonnen werden. Qualitative Forschung hat eine starke Orientierung am Alltagsgeschehen und am Alltagswissen der Untersuchten (vgl. Flick u.a. 2000, S. 23).

Es werden mehrere qualitative Datenerhebungsmethoden unterschieden wie zum Beispiel die qualitative Beobachtung und die qualitative Befragung.

Um die gewünschten Daten für diese Arbeit zu erheben, wurde sich für die Methode der qualitativen Befragung entschieden. In der empirischen Sozialforschung gilt die Befragung als die noch immer am häufigsten verwendete Methode der Datenerhebung. (vgl. Kromrey 2006, S. 358).

Sie zeichnet sich dadurch aus, dass man durch die Befragung subjektive Sichtweisen von Akteuren über vergangene Ereignisse, Abläufe/ Erfahrungen in der Arbeitswelt, Meinungen und Zukunftspläne erhält. Die qualitative Befragung arbeitet mit offenen

Fragen, das heißt, sie lassen den Befragten viel Spielraum beim Antworten und gehen flexibel auf den Befragten ein (vgl. Bortz/Döring 2006, S. 308/309).

Um die Informationen über den interessierenden Sachverhalt (zum Thema Integration) zu bekommen, wurden zwei leitfadengestützte Experteninterviews geführt.

Die Interviews wurden in Einzelbefragung durchgeführt, wobei die Informationen von den so genannten Experten, den Leiterinnen der Kindertagesstätten vermittelt wurden.

Die Experten verfügen über besonderes Wissen, es ist das Wissen über die sozialen Kontexte, in denen man agiert: über die Einrichtung, in der man arbeitet und über die eigenen Arbeitsprozesse. Nur die Leute, die unmittelbar beteiligt sind, haben dieses Wissen, und jeder hat durch seine individuelle Position und durch seine persönlichen Wahrnehmungen eine andere Perspektive auf den jeweiligen Sachverhalt.

Die Experteninterviews wurden deshalb geführt, um deren Wissen über einen bestimmten sozialen Sachverhalt zu erschließen (vgl. Gläser 2006, S. 9/10).

Bei den Interviews handelte es sich um leitfadengestützte Interviews, die vorher formulierten Leitfragen dienten als Orientierung und Strukturierung für das Interview und garantierten, dass alle forschungsrelevanten Themen auch angesprochen wurden. Die Interviews wurden auf der Grundlage der vorliegenden Fragen (im Anhang) durchgeführt.

4.2. Durchführung

Die zwei Interviews wurden mit den Leiterinnen von zwei verschiedenen Kindertagesstätten geführt.

Für die Leiterinnen wurde sich deshalb entschieden, weil sie auf ihrem Arbeitsgebiet über Fachwissen verfügen und die Einrichtungen nach außen repräsentieren.

Das erste Interview ist mit der Leiterin einer Sondereinrichtung, in der 35 körperlich und geistig behinderte Kinder ab dem 3. Lebensjahr bis zum Schuleintritt betreut werden, geführt worden und dauerte 44 Minuten. In dieser Einrichtung konnte die Interviewerin ebenfalls Einblick in die Räumlichkeiten und das Tagesgeschehen durch eine eintägige Hospitation erhalten.

Das zweite Interview wurde mit der Leiterin einer integrativen Einrichtung geführt. In dieser KITA werden über 160 Kinder betreut und davon stehen 25 Plätze für behinderte Kinder zur Verfügung. Die Integrationskinder werden dort in altersgemischten Gruppen ab drei Jahren betreut. Das Interview dauerte 28 Minuten und wurde wie das erste Interview in der Einrichtung durchgeführt.

Die Aufnahme der Interviews erfolgte mit einem digitalen Diktiergerät und beide Interviews wurden im Nachhinein transkribiert. Auf Wunsch der Befragten bleiben die Name der Befragten und der Einrichtungen in der Arbeit anonym.

4.3. Kategorien und Ergebnisse des Interviews

Die beiden Interviews wurden anhand ähnlicher Leitfragen geführt und sie wurden im Voraus in mehrere Kategorien eingeteilt, da sich dadurch die Leitfragen besser formulieren ließen und um die Ergebnisse beider Interviews bei der Auswertung besser vergleichen zu können.

Diese Kategorien sollen nun zusammengefasst kurz vorgestellt werden.

Im ersten Teil der Befragung ging es um allgemeine Informationen zu der Kindertagesstätte, damit die Interviewerin einen Einblick bekam, um was für eine Einrichtung es sich handelt. Diese Fragen richteten sich zum Beispiel darauf, wie lange die Einrichtung schon besteht, seit wann sie Integrationskindertagesstätte ist, wie viele Kinder aufgenommen werden können und wie groß das Einzugsgebiet der KITA ist.

Die weiteren Fragen setzten sich dann mit dem Integrationskonzept auseinander.

So wurde zum Beispiel gefragt, nach welchem pädagogischen Konzept die Einrichtung arbeitet, welche Therapie- und Fördermöglichkeiten für die Kinder angeboten werden und wie die Qualifikation der Mitarbeiter sein muss, um mit behinderten Kindern zusammen arbeiten zu können.

Die nächsten Fragen thematisierten inhaltlich die Umsetzung in der Einrichtung, wie sie den Umgang mit behinderten Kindern und deren Eltern gestalten, was dabei zu beachten ist und welche Netzwerke für die Einrichtung wichtig sind, um ihre pädagogische Arbeit leisten zu können und vor allem um Integration überhaupt zu ermöglichen. Dann ging es zum Schluss zu den Fragen über, die für die Arbeit mit am Wichtigsten waren, inwieweit Integration für die Entwicklung der Kinder förderlich ist und welche Vorteile oder eventuell auch Nachteile die Leiterinnen gegenüber anderen Einrichtungen sehen und was die Voraussetzungen für Integration sind.

Die allerletzte Frage bezog sich auf die Wünsche der Leiterinnen im Hinblick auf die Zukunft für die Kinder und im Hinblick auf Integration.

Das sollte Aufschluss darüber geben, was Fachkräfte, die täglich mit Kindern mit einer Behinderung zu tun haben, sich für die Zukunft wünschen, um die Arbeit in ihrer Einrichtung zu verbessern.

Die Interviews sollten einen Einblick geben, wie zwei verschiedene Einrichtungen ihre Arbeit mit behinderten Kindern und deren Eltern sehen und worin sie die Vorteile ihrer

jeweiligen Betreuungsart sehen. In der Literatur gibt es viele Informationen, wie die Integration in der Praxis umgesetzt werden sollte, aber die persönlichen Erfahrungen von Personen, die täglich mit behinderten Kindern zu tun haben, bieten noch einmal eine ganz andere Sichtweise.

Das folgende letzte Kapitel der Arbeit ist nun der Auswertung der Interviewergebnisse gewidmet.

5. Vor- und Nachteile der Integrations- und Sondereinrichtungen

Im letzten Kapitel soll es nun um die Vor- und Nachteile von zwei Einrichtungen gehen, die behinderte Kinder betreuen. Zum einen sollen die Vor- und Nachteile der integrativen Einrichtung und Sondereinrichtung aufgezeigt werden und zum anderen, welche Konsequenzen sich daraus für beide Einrichtungen im Bezug auf die pädagogische Arbeit ergeben könnten.

Dabei wird aber nur auf ausgewählte Fragen, die für die Beantwortung der Frage, ob integrative Erziehung vorteilhaft für die Entwicklung der Kinder ist, eingegangen.

Der erste Teil wird sich mit den Sondereinrichtungen befassen. Dabei werden die Ergebnisse aus den Interviews mit den Erkenntnissen aus der gelesenen Literatur zusammengetragen.

5.1. Vorteile/ Nachteile der Sondereinrichtungen

Vorteile der Sondereinrichtungen

Aus dem Interview mit der Leiterin einer Sondereinrichtung wurden folgende Vorteile deutlich. Die Sondereinrichtungen verfügen über sehr qualifiziertes Personal. Die pädagogischen Fachkräfte haben oft ein Studium zur Heilpädagogik absolviert und kennen sich besonders gut im Umgang mit behinderten Kindern aus. Des Weiteren sind in den Sondereinrichtungen sehr kleine Kindergruppen bis maximal 10 Kinder, die von zwei Sonder- oder Heilpädagogen/Pädagoginnen betreut werden. Viele Eltern, die sehr engagiert sind, bevorzugen solche KITAS, weil dort viele Fördermöglichkeiten angeboten werden. Die Sondereinrichtungen verfügen überwiegend über die nötigen personellen und räumlichen Bedingungen. Sie können auch die schwerstmehrfachbehinderte Kinder qualitativ gut betreuen und ihnen somit die Teilhabe an einer Kindergruppe ermöglichen, die durch integrative Einrichtungen nicht aufgenommen werden können. Einen weiteren Vorteil sah die Leiterin darin, dass sie den Kindern, die sonst in keine KITA gehen könnten, zum Beispiel wegen einer zu

großen Ansteckungsgefahr bei einer großen Immunschwäche, es ermöglichen können in einer sehr kleinen Gruppe, mit maximal sechs Kindern, betreut zu werden.

In dem Zusammenhang stehen sie den Eltern zur Seite, die schwer kranke Kinder haben und beraten und unterstützen sie im Umgang mit den Kindern.

Als sehr wichtigen Vorteil gegenüber Integrationseinrichtungen sieht die Leiterin es an, dass in ihrer Einrichtung an erster Stelle die heilpädagogische Gruppenförderung kommt und eher selten Einzelförderung als Therapieform stattfindet. Durch die Gruppenförderung können die Kinder zusammen bleiben und alle gemeinsam im Tagesablauf die Therapie mitmachen, so dass keiner eine Sonderrolle erfahren muss.

Nachteile der Sondereinrichtungen

Als nachteilig erwies es sich hingegen, dass in vielen Sondereinrichtungen die Kinder in homogenen Gruppen betreut werden, zum Beispiel in Kindergärten, die einer Schule für eine besondere Behinderungsart angeschlossen sind, so zum Beispiel Blindenschulen und Hörgeschädigtenschulen.

Dort sind nur Kinder in den Kindergartengruppen, die alle eine Sehschwäche haben oder gar nicht mehr sehen können oder Kinder, die kein Hörvermögen haben.

Bei diesen Kindern konzentriert sich alles nur auf die Behinderung und nicht darauf, was sich durch miteinander handelndes Lernen alles ergeben könnte

(vgl. Feuser 2000, S. 71).

Ein weiterer Nachteil der Sondereinrichtungen ergibt sich aus dem meist gänzlich fehlenden Kontakt zu nicht behinderten Kindern. Sehr oft besuchen die nicht behinderten Kinder die KITA in ihrer vertrauten Umgebung, während die behinderten Kinder oft weit fahren müssen, um eine geeignete Sondereinrichtung zu besuchen. Die nicht behinderten Kinder wachsen so oft in einer Umgebung auf, in der es scheinbar keine behinderten Kinder gibt. Behinderte Kinder wiederum werden aus ihrem gewohnten Umfeld herausgerissen und machen ihrer Erfahrungen vorwiegend in einer künstlich geschaffenen Umgebung, in der es fast nur Menschen mit Behinderung gibt (vgl. Schmidt 2002, S. 17).

Je seltener es Kontakte zwischen Kindern mit und ohne Behinderung gibt, desto mehr werden diese Kontakte den Charakter von Ausnahmesituationen annehmen. Dadurch werden Unsicherheit, Verkrampfung und Anspannung im Kontakt miteinander ausgelöst. Dies verstärkt die Tendenz zur Isolierung.

Durch die Aussonderung in den Sondereinrichtungen geraten auch zunehmend die Familien der behinderten Kinder in Isolation (vgl. Schmidt 2002, S. 18).

Auf Grund der weiten Anfahrtswege zu den Sondereinrichtungen werden die Kinder meist mit einem Fahrdienst gebracht, und somit haben die Eltern kaum Kontakt zu dem Personal in der KITA und auch nicht zu den anderen Elternteilen.

Da die KITAS ein sehr großes Einzugsgebiet haben, kommen alle Familien aus unterschiedlichen Orten, und dadurch ist es auch schwierig, in der Freizeit Kontakt untereinander zu halten.

Ein Nachteil, der im Interview angesprochen wurde, bezog sich auf die Einstellung der Eltern. Viele Eltern erhoffen sich durch möglichst viele Therapien unmögliche Chancen für ihr Kind. Sie haben oft die Behinderung ihres Kindes noch nicht anerkannt und denken, dass es durch die Therapien vielleicht irgendwann ein Kind ohne Behinderung sein wird. Für die Eltern ist es wichtig, dass sie von den pädagogischen Fachkräften unterstützt werden, die Behinderung ihres Kindes im Laufe der Zeit zu akzeptieren und zu versuchen, bestmöglich damit umzugehen, damit man den Kindern auch ein möglichst selbstständiges Leben ermöglicht. Die ständigen Therapien und Überfürsorglichkeit der Eltern lassen dem Kind kaum Chancen, selber etwas zu lernen und seine eigenen Erfahrungen zu machen.

5.2. Vorteile/Nachteile der integrativen Einrichtungen

Vorteile der Integrationskindertagesstätten

Bei der Auswertung des Interviews mit der integrativen Kindertagesstätte kamen einige Vorteile und Voraussetzungen für Integration zum Vorschein. Darauf wird im Folgenden im Zusammenhang mit Vorteilen und Nachteilen, die aus der Fachliteratur ersichtlich wurden, zusammengefasst eingegangen.

Für die Kinder werden Kontaktmöglichkeiten geschaffen im Spiel, bei Freizeitaktivitäten und bei der Gestaltung gemeinsamer Projekte. Die Kinder erfahren somit alle die Zugehörigkeit zu einer Gruppe und lernen sich selbst und andere Kinder in verschiedenen Situationen kennen.

Die Erzieher/innen geben den Kindern Hilfestellung bei der Entwicklung ihrer sozialen Identität. Sie trägt dazu bei, dass das Kind innerhalb der Gruppe seine Stärken und Kompetenzen erlebt. So können den Kindern Aufgaben übertragen werden, die sie dann immer wieder erfüllen können. Es werden auch Situationen geschaffen, in denen behinderte Kinder kompetentes Verhalten beweisen können, dann erfahren sie, dass ihnen genauso viel zugemutet wird und dass sie nicht ausgegrenzt werden. Jedes Kind soll soviel Selbstständigkeit wie nur möglich erfahren und nicht auf Grund der Andersartigkeit in seiner Handlungskompetenz eingeschränkt werden.

Die Kinder lernen durch den gemeinsamen Umgang unbefangener miteinander umzugehen. Nichtbehinderte Kinder lernen die Situation behinderter Kinder kennen und können dadurch Eigenschaften, wie Toleranz, Hilfsbereitschaft, Rücksichtnahme, Verständnis und Geduld entwickeln.

Für die behinderten Kinder trägt die gemeinsame Betreuung zur Aufhebung von Isolation bei, die sie und ihre Familien oft auf Grund der Behinderung in der Gesellschaft erfahren müssen. Durch das Zusammensein wird die Lebensqualität des betroffenen Kindes und seiner Familie erhöht.

Den Kindern bietet das gemeinsame Zusammensein eine große Erweiterung ihrer Erfahrungen und sie können lernen, ihre eigenen Möglichkeiten realistisch einzuschätzen, denn sie erfahren, dass jeder Mensch seine Stärken und Schwächen hat.

Sie versuchen sich gegenseitig zu motivieren, gucken was jedes Kind mit einbringen kann, wo die Stärken eines Jeden liegen und was jemand noch nicht zu gut kann, wo er vielleicht Hilfe braucht (vgl. Heimlich 2003, S. 10).

Die Unterschiedlichkeit der Kinder dient als positive Anregung, die der Sozialentwicklung aller Kinder zugute kommt.

Aus dem Interview wurde ersichtlich, dass die Kinder durch Integration vor allem im sozialen Bereich profitieren. Die nicht behinderten Kinder lernen selbstständig, Hilfestellungen zu geben und auch zu erkennen, wann ein Kind Hilfe braucht und wann es etwas alleine ausprobieren möchte. Die Kinder sehen die anderen Kinder nicht als behindert an, sondern wissen einfach, dass das eine Kind zwar anders aussieht, sich anders verhält aber trotzdem genauso dazu gehört, wie alle anderen auch. Es sei als Chance anzusehen, dass die Kinder durch Integration ihre Hemmschwelle im Umgang mit behinderten Menschen verlieren.

Die behinderten Kinder lernen mit Hilfe ihrer Bezugspersonen sich nicht behinderten Kindern verständlich mitzuteilen, sich zu behaupten, abwarten zu können, Regeln einzuhalten, zu teilen, sich etwas einzufordern, um etwas bitten zu können und durch Spielangebote und Vorschläge immer wieder Kontakte herzustellen.

Ein weiterer Vorteil ist, dass die Fördermaßnahmen in den Kindergartenalltag mit eingebunden sind. Dies bedeutet zum einen für die Eltern erhebliche Entlastung, da Fahrzeiten zu den Therapeuten erspart werden.

Aus dem Interview wurde noch ersichtlich, dass der regelmäßige Austausch unter allen Fachkräften vorteilhaft ist, dass die Eltern, Therapeuten und Erzieher/innen gemeinsam einen Förderplan für das Kind aufstellen und in regelmäßigen

Fallgesprächen die Entwicklung des Kindes besprechen. So sind alle auf dem gleichen Stand und wissen, wo gerade der Schwerpunkt der Förderung liegt.

Vorteil heterogener Gruppen

Ein weiterer Vorteil, der aus dem Interview mit der Leiterin der Integrationskindertagesstätte deutlich wurde, ist der der heterogenen Gruppen.

In den Integrationseinrichtungen gibt es oft altersgemischte Gruppen von Kindern zwischen 3-5 Jahren. Die Kinder müssen sich nicht nur an Gleichaltrigen orientieren, dadurch kommt es auch nicht so oft zu Leistungsdruck und die Kinder denken auch nicht so defizitorientiert, als wenn sie sich nur mit gleichaltrigen Kindern vergleichen können und ständig sehen, was sie noch nicht können.

Die altersgemischten Gruppen stellen ein bedeutendes Herausforderungs- und Leistungspotenzial bereit.

Im Gegensatz zu altershomogenen Gruppen und vor allem zu Gruppen mit behinderten Kindern mit der gleichen Behinderungsart ist der Anreiz und die Möglichkeit, durch andere Gruppenmitglieder etwas zu lernen, viel höher und wahrscheinlicher. In einer heterogenen Gruppe haben die Kinder die unterschiedlichsten Fähigkeiten und Fertigkeiten, dadurch stehen verschiedenere Kinder als Spielpartner zur Verfügung und Probleme können selbstständiger gelöst werden. Für die Kinder besteht durch die heterogene Gruppe daher ein großer Anreiz, sich Fähigkeiten anderer anzueignen und so für sich selbst neue Fertigkeiten auszubilden. Die Kinder können von der Unterschiedlichkeit der Erfahrungen, dem Wissen und die Fähigkeit anderer stark profitieren.

Zu beachten ist es dabei, dass nicht die Annahme vorherrscht, dass nur behinderte Kinder von den anderen Kindern lernen, sondern das Kinder ohne Behinderung genauso von dem gemeinsamen Lernen profitieren. Für sie kann sich besonders die soziale Kompetenz besonders ausbilden, da sie früh erfahren mit unterschiedlichen Menschen umzugehen und sie können z.B. von Kindern mit Wahrnehmungsbeeinträchtigungen lernen, wie es ist, auf andere Sinne zurückzugreifen und die ganze Umgebung vielsinnlich wahrzunehmen. Vor allem auch Kinder, die sich verbal nicht ausdrücken können, können den Kindern Anregung bieten und sie vor allem herausfordern, sich mit Körpersprache, Mimik und Gestik auszudrücken. Um sich mit dem Kind verständigen zu können, müssen sie eine eigene Sprache entwickeln, durch Körpersignale, bestimmte Symbole und Zeichen usw. So wird zum einen die Kreativität der Kinder angeregt und sie erfahren, wie es ist, sich nonverbal ausdrücken zu müssen, um verstanden zu werden. Die behinderten Kinder hingegen haben die sprechenden Kinder als Interaktions- und Modellpartner. Es geht

nicht darum, die Behinderung eines Kindes im Blickpunkt zu haben, sondern die individuellen Möglichkeiten eines jeden Kindes.

Die Kinder erleben/erfahren und erlernen Dinge, die ihnen für ihr Leben bleiben (vgl. Feuser 2000, S. 71).

Vorteile für die Eltern

Den Eltern wird ein Leben in gesellschaftlicher Teilhabe ermöglicht.

Für sie ist es ein Zeichen der Akzeptanz, wenn ihr Kind die KITA im Wohnbezirk besuchen kann. Viele Eltern stehen erst einmal unter Schock, wenn sie erfahren, dass sie ein behindertes Kind bekommen. Sie isolieren sich anfangs stark von ihrem sozialen Umfeld, da sie erst einmal selber mit der Situation zurechtkommen müssen und da sie auch Angst haben vor den Reaktionen aus ihrem Umfeld.

Die Kindertagesstätte wird für die Eltern wieder zu einem Ort der Begegnung, wo sie sich willkommen fühlen und wissen, dass sie hier mit ihrem Kind so akzeptiert werden, wie sie sind. Die Eltern haben durch die Kindertagesstätte eine Anlaufstelle, in der sie Unterstützung und Beratung erhalten.

Einige Eltern wünschen sich einfach, dass ihre Kinder an den normalen Lebensbezügen aller anderen Gleichaltrigen teilhaben können.

Auch Eltern nicht behinderter Kinder erleben das gemeinsame Leben ihrer Kinder als förderlich und anregend (vgl. Schmidt 2002, S. 18).

Eltern nicht behinderter Kinder erfahren etwas über behinderte Kinder und ihre Familien. Sie erleben ihre Kinder im Umgang mit behinderten Kindern und haben so die Chance auf eine positiv wirksame Einstellungs- und Verhaltensänderung. Dadurch können sie Isolation und Vorurteile gegenüber behinderten Menschen abbauen.

Gemeinsam können sie ihre Erfahrungen austauschen und sich zu Elterngesprächsrunden treffen. Gerade auch die Eltern mit behinderten Kindern, erfahren, dass andere Eltern auch ihre Sorgen und Ängste, aber auch Freuden mit ihrem Kind haben. Die Eltern können sich gegenseitig bestärken und unterstützen.

Für die Erzieher/innen bringt der Umgang mit behinderten Kindern den Vorteil, dass sie sich mit ihren eigenen Einstellungen und Verhaltensweisen gegenüber behinderten Menschen kritisch auseinandersetzen. Sie reflektieren sich selbst, welche Ängste sie noch im Bezug auf behinderte Menschen haben. Gerade wenn Pädagogen/innen bestimmte Kinder defizitorientiert wahrnehmen, müssen sie überprüfen, warum das so ist. Dafür ist es wichtig immer wieder im Austausch mit Kollegen/innen zu reflektieren, warum man in einer bestimmten Situation so reagiert.

Erzieher/innen lernen den Umgang mit Eltern behinderter Kinder und sie bekommen neue Erkenntnisse über die verschiedenen Behinderungsarten und die verschiedenen Ausdrucksformen von Emotionen und zur Kontaktaufnahme unter den Kindern.

Nachteile der Integration

Nach der Auseinandersetzung mit den Vorteilen der integrativen Erziehung wurden auch kleine Nachteile deutlich.

Was aus dem Interview mit der Leiterin als Nachteil ersichtlich wurde, ist, dass hauptsächlich Einzeltherapie als Fördermaßnahme stattfindet und die Kinder somit in separate Therapieräume gehen und dort ihre Einzeltherapie bekommen. Als weiterer Nachteil wurde genannt, dass die Erzieher/innen oft sehr beansprucht werden und teils auch psychisch überlastet sind. In Verbindung mit der Belastung wurde auch der Mangel an Supervision angesprochen.

Als nachteilig wird auch in einigen Einrichtungen noch die Kooperation zwischen Therapeuten, Erzieher/innen und Eltern angesehen. Wenn die Therapie in der Kindertagesstätte stattfindet, kommt es häufig vor, dass Eltern sich wenig mit den Therapeuten auseinandersetzen, vor allem wenn die integrative KITA nicht in Wohnortnähe ist und die Kinder mit einem Fahrdienst zur KITA gebracht werden. Des Weiteren handeln die pädagogischen Fachkräfte meist kontraproduktiv zur Therapie und die therapeutischen Fachkräfte kontraproduktiv zur Pädagogik.

Als Lösung könnte das Prinzip des Kompetenztransfers realisiert werden. Dabei arbeiten die Therapeuten, Erzieher/innen und Eltern eng zusammen. Durch die enge Zusammenarbeit können alle gegenseitig von ihren Erfahrungen und Handlungskompetenzen profitieren, wie das vorher auch schon beim gemeinsamen Lernen von den Kindern beschrieben wurde. Die Kinder können dann in gleicher Weise von allen Erwachsenen kompetent gefördert werden. Wenn die Therapie im Gruppengeschehen stattfindet, können Erzieher/innen und Therapeuten das gemeinsam vollziehen und somit würde es keine Unverständnis über die Arbeit des einen und des anderen geben und kein entgegengesetztes Arbeiten.

Nachteil Einzelintegration/ Integrationseinrichtungen

Bei den Nachteilen kann man noch mal bei den 2 hauptsächlichen Integrationsformen unterscheiden.

Gerald Knapp und Gerald Salzmann stellten bei einer Untersuchung zu dem Thema Vor- und Nachteile integrativer Erziehung fest, dass bei den Regelkindergärten mit Einzelintegration mit mehr Nachteilen zu rechnen ist, da sie oft keine entsprechende behindertengerechte Ausstattung haben, kaum entsprechendes Fachpersonal für die Betreuung der Kinder mit Behinderung. Eine gezielte Förderung der Kinder ist durch mangelnde Fachkompetenz und Überforderung der Erzieher/innen oft nicht möglich.

Auf Grund der größeren Regelgruppen, in denen ein einzelnes Kind integriert wird, kann es passieren, dass ein Kind in einer Gruppe mit Kindern ohne Behinderung zum Außenseiter wird und sich dementsprechend in der Gruppensituation nicht mehr wohl fühlt (vgl. Knapp/ Salzmann 2000, S.103).

Es wäre günstig, wenn die Gruppen, in denen auch behinderte Kinder betreut werden eher kleiner sind, da dann ein individuelles Eingehen auf die Kinder möglich wird. Integrative Kindergruppen umfassen in der Regel 12-15 Kinder, von denen 3-5 als behindert eingestuft sind. Bei zu vielen Kindern mit einer Behinderung kann es dann passieren, dass sich eine Untergruppe der behinderten Kinder bildet und das würde wiederum nicht im Sinne von Integration sein. Wichtig ist es deshalb als Erzieher/in die Gruppensituation genau zu beobachten und darauf zu achten.

(vgl. Kron/Papke 2006 nach Lingenauber 2008, S. 110/111).

In den Integrationseinrichtungen hingegen ist der Nachteil zu sehen, dass das Einzugsgebiet der Kinder mit Behinderung sehr groß ist, was für die Kinder eine erhebliche Entfernung von ihrem Wohnort bedeutet und damit verbunden die Schwierigkeit außerhalb von der KITA Freundschaften aufzubauen. (vgl. Lingenauber 2008, S. 111).

Es wurde durch die Auseinandersetzung mit den Arbeitsformen der Integrations- und Sondereinrichtungen deutlich, dass jede Einrichtung ihre Vor- und Nachteile hat.

In Sondereinrichtungen gibt es zwar bessere therapeutische Möglichkeiten und qualifiziertes Personal, jedoch ist der allergrößte Nachteil, dass die Kinder meist völlig ausgeschlossen vom „normalen Leben“ aufwachsen.

In integrativen KITAS überwiegen die Vorteile, da Integration für alle am Prozess Beteiligten (Eltern, Kinder, Erzieher/innen) vorteilhaft ist. Sie alle erfahren den Umgang mit der Vielfalt an Menschen und gelangen möglicherweise zu Einstellungen gegenüber behinderten Menschen, die sie sonst nicht erwerben würden. Jedes Kind sollte die Erfahrung machen können, mit Andersartigkeit und Verschiedenheit

aufzuwachsen. Die Vorteile sind vor allem im sozialen Bereich zu sehen. Die Kinder lernen Toleranz und Akzeptanz und nehmen Erfahrungen für ihr späteres Leben mit, die man nicht durch Erzählungen vermittelt bekommen kann. Ein Kind, das gelernt hat mit behinderten Kindern aufzuwachsen, wird in Zukunft weiterhin auf behinderte Menschen unbefangener und selbstverständlicher reagieren. Die gemeinsame Betreuung kann sich durch günstige Voraussetzungen nur positiv auf die Entwicklung aller Kinder auswirken. Sie alle können von dem Integrationsprozess profitieren und Toleranz und Achtsamkeit schon in den frühen Jahren lernen, was andere ihr Leben lang nicht erfahren. Kein Kind sollte ausgegrenzt werden wegen seiner Andersartigkeit. Es kommt auf die Einstellung der Gesellschaft und auf jeden Einzelnen an, inwieweit es jedem Kind ermöglicht werden kann gemeinsam aufzuwachsen.

Je selbstverständlicher der Vorschulbereich schon mit Unterschiedlichkeit umgeht, desto selbstverständlicher werden sich auch die Reaktionen im gesellschaftlichen Leben fortführen. „Die Normalität der Unterschiedlichkeit“ kann sich nur durch soziale Integration vollziehen (vgl. Schmidt 2002, S.16).

Die Integrationseinrichtungen können in Zukunft die Voraussetzungen für qualitative Integrationsprozesse noch verbessern und so allen Kindern optimale Förderung garantieren.

5.3. Veränderungsvorschläge

Im letzten Punkt geht es nun um einige Veränderungsmöglichkeiten für die Integrationseinrichtungen. In einigen Einrichtungen werden die folgenden Punkte zwar schon berücksichtigt, aber in der Mehrheit der Einrichtungen spricht man zwar von Integration, doch an der qualitativ guten Umsetzung scheitert es meist noch.

Da beide Formen, also sowohl die Sondereinrichtungen als auch die Integrationseinrichtungen ihre Vor- und Nachteile haben, wäre es doch günstig, beide Einrichtungen zusammenzulegen, dann hätten die integrativen Einrichtungen das qualifizierte Personal, und die Sondereinrichtungen wären keine Sondereinrichtungen mehr, in denen behinderte Kinder oft isoliert von ihrem gewohnten Umfeld und isoliert von Kindern ohne Behinderung aufwachsen.

Doch da das in der Umsetzung oft von den jeweiligen Einrichtungen nicht so gewollt ist oder rechtlich so nicht möglich ist, gibt es immer noch Sondereinrichtungen und Integrationseinrichtungen mit ihren bestehenden Nachteilen.

Für eine bessere Umsetzung der Integration in der Praxis gibt es einige Punkte, die berücksichtigt werden sollten.

Ausbildung

Wichtig ist es, dass das Thema „Integration“ in den Lehrer- und Erzieherausbildungen behandelt wird, da sich durch ein besseres Verständnis, über verschiedene Behinderungsarten auch eine Offenheit gegenüber Menschen mit Behinderung einstellt. Erst dann werden es sich Lehrer und Erzieher auch mehr zutrauen, mit behinderten Kindern zu arbeiten und sich dem hingehend noch besser zu qualifizieren. Vorherrschende Unwissenheit und Ängste führen zu einer Einschränkung der Handlungsmöglichkeit und es fehlt dann das Vertrauen, sich mit diesem Themengebiet auseinander zu setzen. Erzieher und Lehrerausbildungen benötigen eine neue Struktur, die die Integration beinhaltet, nur dadurch kann Integration erhalten werden und auch eine Zunahme erhoffen.

Wenn es immer Freiwilligkeit bleibt, als Erzieher/in in Integrationsgruppen zu arbeiten, kann die Selektion und Ausgrenzung auch nicht abgeschafft werden. Wenn alle Kinder als gleichberechtigt und gleichwertig anerkannt werden, dann kann auch jedes Kind in jeder Kindertagesstätte betreut werden und dann sind es einfach „die Kinder“. Dann gibt es keine Unterscheidung in behindert oder nicht und dann würden die Erzieher/innen in jeder Gruppe arbeiten ohne es sich aussuchen zu können, wo kein Kind mit besonderen Bedürfnissen drin ist. Dadurch wird die Integration blockiert, da nicht in allen KITAS behinderte Kinder betreut werden, wenn die Bereitschaft des Personals nicht da ist (vgl. Feuser, 2000, S. 76).

Integration von Kindern unter drei Jahre

Bei der Auswertung der Interviews wurde deutlich, dass beide Befragten es begrüßen würden, wenn behinderte Kinder auch schon unter drei Jahren eine Kindereinrichtung besuchen könnten.

Gerade auch für die Eltern würde es eine Entlastung sein, wenn sie sich nicht die ersten drei Lebensjahre alleine um ihr Kind kümmern und sorgen müssten. Sie wüssten, dass ihr Kind für ein paar Stunden am Tag in guten Händen ist und könnten sich auch zwischenzeitlich mal wieder um sich kümmern. Zwar könnten sie mit ihren kleinen Kindern zur Frühförderung gehen oder die Frühförderung könnte zu ihnen nach Hause kommen, aber den Kindern fehlt dann in den ersten Lebensjahren der enge Kontakt zu einer sozialen Kindergruppe.

Die frühe Integration würde zu noch mehr Selbstverständlichkeit und Akzeptanz führen, wenn die Kinder in den ersten Lebensjahren gemeinsam aufwachsen würden. Es wäre für die Kinder ganz „normal“, dass auch Kinder dabei sind, die vielleicht anders aussehen als sie oder sich anders fortbewegen.

Des Weiteren waren beide Leiterinnen der Ansicht, dass die Eltern oft schlecht beraten werden dem hingehend, welche Einrichtung ihr Kind besuchen soll. Oft werden die verschiedenen Möglichkeiten denn Eltern gar nicht aufgezeigt, die Frühförderstellen und die Ärzte geben die Empfehlung für eine KITA aber oft empfehlen sie zum Beispiel eine Sonderkindertagesstätte, obwohl eine integrative Einrichtung das Kind genauso aufnehmen könnten. Eltern, die dann einfach auf die Empfehlung hören, informieren sich gar nicht weiter über andere Einrichtungen und bekommen nichts von den integrativen Einrichtungen und ihren Möglichkeiten mit. Es wäre wichtig, dass die Eltern an Beratungsstellen verwiesen werden und die verschiedenen Möglichkeiten der Betreuung und deren Vorteile aufgezeigt bekommen. Die Eltern sollten sich selbst die verschiedenen Einrichtungen angucken oder sogar dort hospitieren, um einen Einblick in den Tagesablauf der verschiedenen Einrichtungen zu bekommen. Durch genaues informieren können sie sich dann für die Einrichtung entscheiden, die sie für ihr Kind am geeignetsten ist.

Ein weiterer Punkt, den beide Leiterinnen bemängelten, ist die fehlende Supervision und Fachberatung. Gerade der Umgang mit Kindern, die schwer krank sind oder besondere Pflege und Betreuung bedürfen, kann für Fachkräfte psychisch belastend und überfordernd sein. Es gibt Bedenken im Bezug auf Integration, ob sie wirklich alle Bedingungen erfüllen können um ein Kind mit einer Behinderung aufzunehmen.

Deshalb ist es wichtig, dass sie professionelle Unterstützung und Beratung für ihre pädagogische Arbeit erfahren.

Fachberatung bietet die Möglichkeit der Begleitung bei den pädagogischen Prozessen in der Einrichtung. So können die Fachberater/innen unterstützen und beraten bei der Förderung von Kindern mit besonderen Bedürfnissen und somit auch bei der integrativen Erziehung und Bildung. Die Fachberatung kann das gesamte Team der Einrichtung bei fachlichen und organisationsbezogenen Fragen unterstützen.

(vgl. Bundesarbeitsgemeinschaft der Landesjugendämter 2005)

Supervision als Form der Beratung kann einzelnen Personen, Gruppen oder dem gesamten Team bei der Reflexion und Verbesserung von ihrem beruflichen Handeln begleiten. Dabei werden die fachlichen, persönlichen, sozialen und kulturellen Aspekte der Teilnehmer berücksichtigt. Bei der Supervision können eigene Gedanken, Gefühle, Erfahrungen, Werte, Normen und bestimmte Vorgehensweisen im beruflichen Alltag reflektiert werden. Anhand der Reflexion kann man sich seiner persönlichen Entwicklung bewusst werden und somit seine Fach-, Selbst- und Sozialkompetenz weiterentwickeln (vgl. Bacher)

Vorbereitung und Unterstützung

Als wichtig wird es auch empfunden, dass Kinder und Eltern auf die Integration von behinderten Kindern vorbereitet werden. Dabei geht es aber nicht darum, Kindern mit schwierigen Begriffen zu erklären warum ein bestimmtes Kind, das eine oder das andere, nicht so gut bewältigen kann. Es ist viel bedeutender den Kindern die Möglichkeit zu geben Verhaltensweisen zu verstehen, indem sie nachempfinden werden können. Viele Kinder machen das von selbst und imitieren die Verhaltensweisen von anderen Kindern, um sich somit selbst unbewusst ein Bild von der Erlebniswelt des anderen zu machen. Eltern finden es vielleicht beunruhigend, wenn ihr Kind auf einmal wieder krabbelt, obwohl es schon laufen kann, dabei zeigt das Kind nur Interesse am anderen Kind und die Fähigkeit die Situation des anderen Kindes wahrzunehmen. Kinder können spielerisch mit Hilfe der pädagogischen Fachkräfte nachempfinden, wie es ist nicht sehen zu können oder wie es ist, wenn ein Kind Gleichgewichtsprobleme hat (indem die Kinder zum Beispiel über eine wackelige Luftmatratze laufen können).

Im Konzept sollten die inhaltlichen Ziele stehen, die durch Integration erreicht werden sollen. Vor allem die Kinder sollten unterstützt werden im Umgang mit behinderten Kindern. Die pädagogischen Fachkräfte zeigen, was sie mit dem Kind spielen können, wie sie es berühren dürfen und wie sie am besten die Kontaktaufnahme zu dem Kind gestalten können. Die Erzieher/innen sollten den Kindern erklären, das schwerstmehrfachbehinderte Kinder oft nicht sagen können, was sie wollen und das sie auf den Gesichtsausdruck des Kindes achten müssen, um zu wissen ob es ihm gefällt oder nicht. Zum Beispiel kann man mit den Kindern verschiedene Gesichtsausdrücke als Smileys malen und dann fragen, wie sieht man aus, wenn man traurig ist usw. Die Kinder können vor dem Spiegel üben, ihr Gesicht einer jeweiligen Stimmung anzupassen und das fördert dann auch ihre Wahrnehmung in Bezug auf die verschiedenen Gesichtsausdrücke der Kinder.

Integrationsverständnis

Sehr günstig wäre es, wenn die Kinder, die in der Kindertagesstätte integriert werden, auch auf ihrem nachfolgenden Lebensweg die Möglichkeit haben, weiterhin gemeinsam mit nicht behinderten und behinderten Kindern zusammen zu lernen und zu leben. Integration darf nicht nach dem Elementarbereich enden. In Deutschland ist der Stand der schulischen Integration der Zeit noch sehr schlecht, gerade einmal 10% der behinderten Kinder besuchen Integrationsklassen, deshalb müssen sich mehr

Schulen für Integration öffnen und mehr Lehrer sich bereit erklären, sich dieser Herausforderung zu stellen (vgl. Eberwein/Knauer 2002, S. 13).

Gerade für Kinder, die es im Kindergarten erfahren haben, gemeinsam in Gruppen zu lernen, ist es eine große und unsinnige Umstellung, wenn sie danach in eine Schulgruppe mit nur behinderten Kindern gehen müssen.

Integration sollte als unteilbar verstanden werden. Jedes, ja wirklich jedes Kind hat ein Recht auf gemeinsame Erziehung und deshalb kann nicht zwischen integrierbaren und nicht integrierbaren Kindern unterschieden werden, denn so würde man gleichzeitig mit dem Vorhaben der Integration neue Formen der Selektion einführen.

Jedes Kind, was als behindert gilt, sollte in die Gruppe mit einbezogen werden, ohne Ansehen der Art und Schwere seine Behinderung.

Es gibt keine Unterscheidung in Kinder, die integrierbar sind oder nicht aber es gibt Bedingungen in sächlicher oder personeller Hinsicht, die Integration ermöglichen oder nicht. Die mit Integration verbundenen Veränderungen in unseren eigenen Denken und Handeln nicht zu scheuen und damit ein humanes und demokratisches, nicht selektierendes Erziehungssystem zu ermöglichen (vgl. Feuser 2000, S. 75).

Inklusion

Der Ansatz gilt als Weiterentwicklung des Integrationsverständnisses. Inklusion umfasst den Umgang mit unterschiedlichen Kulturen im Rahmen einer „Pädagogik der Vielfalt“ und somit auf den Verzicht auf irgendwelche Grenzen zwischen den Kindern. Alle Kinder sind gleichwertig und voll anerkannte Mitglieder der Gemeinschaft. Des Weiteren geht Inklusion davon aus, dass allen Menschen die Teilhabe von Anfang an ermöglicht wird. Jedes Kind kann selbstverständlich in jede KITA gehen und hat ein Recht auf Mitsprache (vgl. Kreuzer/Ytterhus 2008, S. 44/45).

Die KITAS bedürfen dann keine Unterscheidung mehr in Integrationskindertagesstätte oder Sonderkindertagesstätte, es gibt dann einfach die Regelkindertagesstätte in der selbstverständlich alle Kinder betreut werden. Solche KITAS sind dann in der Lage, auf unterschiedliche Kinder mit ihren individuellen Bedürfnissen einzugehen und aus den verschiedenen Fähigkeiten und Interessen eine neue Gemeinsamkeit zu entwickeln (vgl. Heimlich 2005, S. 248).

Integrierte Therapie und Kompetenztransfer

Integrative Erziehung erfordert eine Therapie, die in das pädagogische Vorhaben integriert ist. Die Kinder sollen sich in Kooperation mit den anderen Kindern der Gruppe anhand eines gemeinsamen Handlungsziels bilden. Die Herausnahme von den „Therapiekindern“ aus dem Gruppengeschehen in einen separaten Raum würde wieder eine Art der Selektion darstellen, dadurch würde das behinderte Kind wieder eine Sonderrolle bekommen und die anderen Kinder würden sich fragen, was es da in dem Raum während seiner Therapiezeit macht. Welches Kind wird schon gerne aus seiner Spielsituation rausgeholt, um zur Therapie zu gehen. Durch gemeinsame Therapie mit allen Kindern besteht die Chance, präventiv auf alle Kinder Einfluss zu nehmen. Das behinderte Kind wäre vielleicht motivierter und könnte das Erlernte auch besser auf die Alltagssituationen übertragen. Es wird keinem Kind schaden, bestimmte Übungen zur Förderung der Wahrnehmung und der Sinnesschulung zu machen. Durch spielerische Vermittlung wird es den Kindern eher Spaß machen und sie werden sich das nächste mal schon auf die Therapiestunde freuen. Die Kinder werden die Übungen von alleine wiederholen und ausprobieren, wenn sie ihnen Spaß gemacht haben (vgl. Feuser 2000, S. 76). Die Erzieher/innen können sich Anregungen vom Therapeuten holen und gegebenenfalls einige Übungen mit allen Kindern machen, die daran Interesse zeigen. Damit kann den nicht behinderten Kindern gezeigt und erklärt werden, warum einige Kinder zur Therapie müssen, welche Übungen sie dort machen und was dadurch erreicht werden soll, zum Beispiel um die Muskeln zu stärken. Die behinderten Kinder erfahren dadurch, dass Interesse an ihnen gezeigt wird und dass sie durch gemeinsame Therapie nicht wieder in eine Sonderrolle gedrängt werden. Im Bezug auf die Therapien ist die transdisziplinäre Zusammenarbeit sehr wichtig. Integration/Inklusion kann nur gelingen, wenn alle Beteiligten transdisziplinär zusammenarbeiten. Die Therapeuten, Fachdienste, Erzieher/ Erzieherinnen und Eltern sollen sich regelmäßig über die einzelnen Kinder verständigen und alle kooperativ zum Wohl des Kindes zusammenarbeiten. So bekommen alle einen Einblick in die verschiedenen Fachbereiche, was jeder einzelne für Ansätze hat und wie er arbeitet. Durch gegenseitiges Anleiten und Beraten gelangt jeder zu Wissen über die anderen Professionen und kann auch in den Bereichen handeln, falls einmal jemand ausfällt, so kann der/die Erzieher/in auch die Therapie in der Gruppe machen, da sie darin auch angeleitet wurde. So kann gemeinsam für das Kind geplant werden und auch gemeinsam gehandelt werden, da alle das entsprechende Verständnis haben.

6. Ausblick

Zusammenfassend lässt sich feststellen, dass die gemeinsame Erziehung in vielen Einrichtungen zwar schon umgesetzt wird und viele Eltern und pädagogischen Fachkräfte auch die Vorteile der gemeinsamen Betreuung für die Kinder sehen, jedoch ist die gemeinsame Erziehung immer noch keine Selbstverständlichkeit. Es gibt immer noch Sondereinrichtungen, in denen nur behinderte Kinder betreut werden. So lange einige Pädagogen daran festhalten und der Überzeugung sind, dass ihre Betreuung die optimale ist für die behinderten Kinder, wird es auch weiterhin Sondereinrichtungen geben, und solange auch nicht alle Eltern davon überzeugt sind, dass ihr Kind genauso gut in einer integrativen Einrichtung betreut werden kann. Um eine Integration aller Kinder zu ermöglichen, müssen die Integrations- und Regelkindertagesstätten, vom räumlichen, personellen und auch von der Qualität der pädagogischen Arbeit so ausgestattet sein, dass niemand mehr Zweifel hat, dass ein Kind mit einer Behinderung da genauso gut betreut werden kann wie in einer Sondereinrichtung.

Wenn wohnortnahe Integration zum Regelfall wird, sollten Kindertagesstätten von vornherein so personell und materiell ausgestattet sein, dass behinderte Kinder selbstverständlich aufgenommen werden. Wenn dies irgendwann mal überall der Fall ist, bedarf es auch keiner Etikettierung von Kindern mit „Behinderung“ mehr und es müsste auch nicht mehr Integrationskindertagesstätte heißen, sondern ganz einfach Kindertagesstätte, wo jedes Kind egal welcher Herkunft oder mit welchen besonderen Bedürfnissen aufgenommen wird. Dieser Ansatz wird international auch als „Inklusion“ verstanden. Alle Menschen werden von vornherein als selbstverständlicher Teil der Gemeinschaft angesehen.

Ein weiterer wichtiger Schritt wäre die Einsicht, dass alle pädagogischen Fachkräfte die Begleitung und Unterstützung von Menschen mit einer Behinderung als ihre Aufgabe ansehen. Erst wenn es in Zukunft in allen Bundesländern und in jeder Einrichtung selbstverständlich wird, dass behinderte und nicht behinderte Kinder zusammen aufwachsen können, dann werden auch alle lernen, mit der Verschiedenheit der Menschen umzugehen und einander zu respektieren. Das gemeinsame Lernen soll als Bereicherung der menschlichen Erfahrung angesehen werden.

Für die Zukunft wäre es wünschenswert, dass Integration noch viel weiter geht, dass sie an alle weiteren Lebensbereiche des Menschen anknüpft und jedem die Teilhabe in allen gesellschaftlichen Bereichen ermöglicht.

Zu verstehen, dass die Menschen mit Behinderung genauso ein Teil der Gesellschaft sind, wie jeder andere Mensch auch. Gerade dann muss es aufhören ihn über seine Behinderung zu definieren und ihn so zum Körperbehinderten- oder Geistigbehinderten

zu machen. Die Eigenart seiner Behinderung ist nicht das Wesentliche an ihm, sondern entscheidend ist, dass er an allererster Stelle ein Mensch wie alle anderen auch ist. Es sollte genauso normal sein, Kinder mit einer Behinderung in die KITA aufzunehmen wie Kinder ohne Behinderung, denn nur ein Kindergarten für ALLE ist ein normaler Kindergarten (vgl. Schmidt 2002, S. 21).

Die Arbeit soll nun mit den Worten von Richard von Weizsäcker abschließen, der den Ausspruch formulierte: „Es ist normal, verschieden zu sein“

Die Integrationspädagogik ergänzte diesen Satz durch die Worte:

„Gemeinsamkeit ist die Voraussetzung, um Verschiedenheit zu akzeptieren.“

(vgl. Eberwein/Knauer 2002, S. 13).

Literaturverzeichnis

- Bärsch, Walter*: Nichtaussonderung: Eine humane Notwendigkeit. In: Hemm, Michael (Hrsg.): Miteinander leben und lernen: behinderte und nicht behinderte Menschen. 1. Auflage. AOL Verlag Lichtenau 1998, S. 16-17
- Bensel, Joachim/ Haug-Schnabel, Gabriele* (Hrsg.): kindergarten heute spezial. Kinder beobachten und ihre Entwicklung dokumentieren. Verlag Herder. Freiburg im Breisgau 2005
- Bortz, Jürgen/ Döring, Nicola* (Hrsg.): Forschungsmethoden und Evaluation für Human- und Sozialwissenschaftler. 4. Auflage. Springer Medizin Verlag. Heidelberg 2006
- Deutscher Bildungsrat* (Hrsg.): Empfehlungen der Bildungskommission. Zur pädagogischen Förderung behinderter und von Behinderung bedrohter Kinder und Jugendlicher. Stuttgart 1979
- Eberwein, Hans/ Knauer, Sabine* (Hrsg.): Integrationspädagogik. Kinder mit und ohne Beeinträchtigung lernen gemeinsam. 6. Auflage. Beltz Verlag. Weinheim und Basel 2002
- Etman, Ali A.* (Hrsg.): Gemeinsam lernen. Eine empirische Untersuchung zur gemeinsamen Erziehung behinderter und nicht behinderter Kinder im Regel-Kindergarten aus der Sicht von Eltern und Leitungspersonal. Wissenschaftlicher Verlag. Berlin 2005
- Feuser, Georg*: Integrative Elementarerziehung. Ihre Grundlagen und Bedeutung als humane und demokratische Verpflichtung. In: Hovorka, Hans/ Sigot, Marion (Hrsg.): Integration(spädagogik) am Prüfstand; Menschen mit Behinderung außerhalb von Schule. Studien Verlag. Innsbruck, Wien, München, 2000, S. 61-85
- Flick, Uwe/von Kardorff, Ernst/Steinke, Ines* (Hrsg.): Qualitative Forschung. Ein Handbuch. Rowohlt Taschenbuch Verlag GmbH. Reinbek bei Hamburg 2000
- Gläser, Jochen* (Hrsg.): Experteninterviews und qualitative Inhaltanalyse. 2., durchgesehene Auflage September 2006. VS Verlag für Sozialwissenschaften. GWV Fachverlage. Wiesbaden 2006
- Häder, Michael* (Hrsg.): Empirische Sozialforschung. Eine Einführung. VS Verlag für Sozialwissenschaften. 1. Auflage. GWV Fachverlage GmbH. Wiesbaden 2006
- Heimlich, Ulrich* (Hrsg.): Integrative Pädagogik. Eine Einführung. Verlag W. Kohlhammer. Stuttgart 2003
- Heimlich, Ulrich* (Hrsg.): Integrative Qualität im Dialog entwickeln. Auf dem Weg zur inklusiven Kindertageseinrichtung. LIT Verlag Münster 2005

- Herm, Sabine* (Hrsg.): Gemeinsam spielen, lernen und wachsen. Entwicklungsbegleitung von Kindern mit und ohne Behinderung im Kindergartenalltag. 3. aktualisierte und erweiterte Auflage. Cornelsen Verlag Scriptor GmbH. Berlin, Düsseldorf, Mannheim 2007
- Hüther, Gerald*: Wie lernen Kinder? Voraussetzungen für gelingende Bildungsprozesse aus neurobiologischer Sicht. In: Caspary, Ralf (Hrsg.): Lernen und Gehirn. Der Weg zu einer neuen Pädagogik. Verlag Herder. Freiburg im Breisgau 2006, S. 70-83
- Kobelt Neuhaus, Daniela*: Heterogenität als Motor für Bildungsprozesse – Kinder mit Behinderung beteiligen und mitnehmen. In: Petra Wagner (Hrsg.): Handbuch Kinderwelten. Vielfalt als Chance – Grundlagen einer vorurteilsbewussten Bildung und Erziehung. Verlag Herder GmbH. Freiburg im Breisgau 2008, S. 72- 91
- Kreuzer, M./ Ytterhus, B.* (Hrsg.) Dabei sein ist nicht alles – Inklusion und Zusammenleben im Kindergarten. Reinhardt Verlag 2008
- Kromrey, Helmut* (Hrsg.) Empirische Sozialforschung. Modelle und Methoden der standardisierten Datenerhebung und Datenauswertung. 11., überarbeitete Auflage. Lucius & Lucius Verlagsgesellschaft. Stuttgart 2006
- Kron, Maria*: Gemeinsame Erziehung von Kindern mit und ohne Behinderung im Elementarbereich. Theorieansätze und Praxiserfahrungen. In: Eberwein, Hans/ Knauer, Sabine: Integrationspädagogik. Kinder mit und ohne Beeinträchtigung lernen gemeinsam. 6. Auflage. Beltz Verlag. Weinheim und Basel 2002, S. 178-190
- Laewen, Hans Joachim/ Andres, Beate* (Hrsg.): Forscher, Künstler, Konstrukteure.
- Lingenauber, Sabine* (Hrsg.): Handlexikon der Integrationspädagogik. Band 1 Kindertageseinrichtungen. projekt verlag. Bochum/Freiburg 2008
- Maikowski, Rainer/Podlesch, Wolfgang*: Zur Sozialentwicklung von Kindern mit und ohne Behinderung. In: Eberwein, Hans/ Knauer, Sabine: Integrationspädagogik. Kinder mit und ohne Beeinträchtigung lernen gemeinsam. 6. Auflage. Beltz Verlag. Weinheim und Basel 2002, S. 226-238
- Pfluger - Jakob, Maria*: Barrieren abbauen und Türen öffnen. Integration behinderter Kinder in KiTa und Kindergarten In: Kindergarten heute. Ausgabe 3/2001, S. 6-12
- Sander, Alfred*: Behinderungsbegriffe und ihre Integrationsrelevanz. In: Eberwein, Hans/ Knauer, Sabine: Integrationspädagogik. Kinder mit und ohne Beeinträchtigung lernen gemeinsam. 6. Auflage. Beltz Verlag. Weinheim und Basel 2002, S. 99-108
- Schäfer, Gerd E.* (Hrsg.): Bildung beginnt mit der Geburt. Ein offener Bildungsplan für Kindertageseinrichtungen in Nordrhein-Westfalen. 2. erweiterte Auflage. Beltz Verlag. Weinheim und Basel 2005

- Schmidt, Susanne* (Hrsg.): Miteinander spielen voneinander lernen. Kinder mit und ohne Behinderung in Kindertageseinrichtungen. Verlag Herder im Breisgau 2002
- Schöler, Jutta* (Hrsg.): Ein Kindergarten für alle. Kinder mit und ohne Behinderung spielen und lernen gemeinsam. 2., aktualisierte Auflage. Cornelsen Verlag Scriptor GmbH. Berlin, Düsseldorf, Mannheim 2005
- Schöler, Jutta*: Kinder und Jugendliche mit besonderen pädagogischen Bedürfnissen. Auf der Suche nach neuen Wegen. In: Eberwein, Hans/ Knauer, Sabine: Integrationspädagogik. Kinder mit und ohne Beeinträchtigung lernen gemeinsam. 6. Auflage. Beltz Verlag. Weinheim und Basel 2002, S. 109-117
- Strauss, Anselm L.* (Hrsg.): Grundlagen qualitativer Sozialforschung: Datenanalyse und Theoriebildung in der empirischen und soziologischen Forschung. Wilhelm Fink Verlag. München 1994
- Werkstattbuch zum Bildungsauftrag von Kindertageseinrichtungen. 1. Auflage. Beltz Verlag. Weinheim, Basel, Berlin 2002

Internetquellen:

- Bacher, Martina*: <http://www.neo-balance.ch/Files/Begriffserklärung.pdf>;
Stand: 26.06.2009
- Bundesarbeitsgemeinschaft der Landesjugendämter*, „Empfehlungen zur Fachberatung“:
<http://www.bagljae.de/Stellungnahmen/Fachberatung101203.pdf>; 2005;
Stand: 26.06.2009
- Riedel, Birgit*: <http://www.bmfsfj.de/bmfsfj/generator/Publikationen/zahlenspiegel2005/01-Redaktion/PDF-Anlagen/10-integration,property=pdf,bereich=zahlenspiegel2005,sprache=de,rwb=true.pdf>;
2005; Stand: 28.06.2009

Eidesstattliche Erklärung

Hiermit versichere ich, dass ich die vorliegende Bachelorarbeit selbstständig angefertigt und keine anderen als die angegebenen Hilfsmittel benutzt habe. Ebenso habe ich sowohl wörtliche, als auch sinngemäß entnommene Stellen als solche kenntlich gemacht. Die Arbeit hat in gleicher oder ähnlicher Form noch keiner anderen Prüfungsbehörde vorgelegen.

Neubrandenburg, den 30.06.2009

.....

Claudia Schrödter

Anhang

Interviewfragen des 1. Experteninterviews mit der Sondereinrichtung

1. Frage: Seit wann besteht diese KITA und warum entstand Sie?
2. Frage: Wie viele Kinder können Sie in ihrer Einrichtung betreuen (maximale Kapazität) und in welchem Alter? Gruppenzusammensetzung
3. Frage: Aus welchem Einzugsgebiet kommen die Kinder, wo kommen die meisten her?
4. Frage: Nach welchem pädagogischen Konzept arbeiten Sie?
5. Frage: Welche Fördermöglichkeiten/ Therapien werden in ihrer Einrichtung angeboten? Wie gestaltet sich dem hingehend die Zusammenarbeit mit den Therapeuten und Eltern?
6. Frage: Welche Qualifikation brauchen die Mitarbeiter (pädagogische Fachkräfte) um in Ihrer Einrichtung zu arbeiten? Was haben Sie selbst als Leiterin für einen beruflichen Abschluss?
7. Frage: Was sind die wichtigsten Voraussetzungen für ihre Arbeit?
8. Frage: Wie gestalten Sie den pädagogischen Umgang mit behinderten Kindern, worauf muss man besonders achten?
9. Frage: Warum glauben Sie, bevorzugen Eltern Ihre Einrichtung?
10. Frage: Welche sozialen Netzwerke sind für die KITA wichtig, mit wem arbeiten Sie zusammen?
11. Frage: Wie wirkt sich die soziale Situation (Gruppenzusammensetzung, homogene Gruppe) auf die Entwicklung der Kinder aus?
12. Frage: Was denken Sie sind die Vorteile Ihrer Betreuung gegenüber Integrationskindertagesstätten?
- 13: Was tun Sie, damit Integration gelingt?
- 14: Was halten sie davon, dass es in einigen Bundesländern nur noch wenige und in Hessen sogar gar keine Sondereinrichtungen im Elementarbereich mehr gibt?

Interviewfragen des 2. Experteninterview mit der Integrationseinrichtung

1. Frage: Seit wann besteht diese KITA? Seit wann ist es eine Integrationseinrichtung?
2. Frage: Wie viele Betreuungsplätze haben Sie? In welchem Alter sind die Kinder? Wie viele Plätze stehen für behinderte Kinder zur Verfügung?
3. Frage: Aus welchem Einzugsgebiet kommen die Kinder, wo kommt der Großteil der Kinder her?
4. Frage: Nach welchem pädagogischen Konzept arbeiten Sie?
5. Frage: Welche Fördermöglichkeiten /Therapien werden in Ihrer Einrichtung angeboten? Wie gestaltet sich dem hingehend die Zusammenarbeit mit den Therapeuten und den Eltern?
6. Frage: Welche Qualifikation brauchen die pädagogischen Fachkräfte, um in Ihrer Einrichtung zu arbeiten? Was haben Sie selbst als Leiterin für einen beruflichen Abschluss?
7. Frage: Welche Ängste treten auf in der Arbeit mit behinderten Kindern, was müssen Sie im Umgang mit behinderten Kindern beachten?
8. Frage: Warum glauben Sie, bevorzugen Eltern Ihre Einrichtung und warum denken Sie lassen einige Eltern ihre Kinder lieber in einer Sondereinrichtung betreuen?
9. Frage: Wie gestaltet sich der Kontakt zum sozialen Umfeld Ihrer KITA? Welche Netzwerke sind für Ihre Einrichtung wichtig? (Öffentlichkeitsarbeit)
10. Frage: Wie wirkt sich die soziale Situation (Gruppenzusammensetzung/ Integrationsgruppen) auf die Entwicklung der Kinder aus?
11. Frage: Welches sind die wichtigsten Grundlagen/Voraussetzungen für Integration?
12. Frage: Wo sehen Sie Schwierigkeiten im Bezug auf Integration (Vor- und Nachteile)?
13. Frage: Was stellen Sie sich für die Zukunft im Bezug auf Integration vor?

Tabelle 51: Plätze für behinderte Kinder nach Altersbereichen und Form der Einrichtung¹ in Deutschland 31.12.1998 und 31.12.2002 (Angaben absolut und in %)

Verfügbare Plätze für behinderte Kinder in ...	31.12.1998 Plätze	31.12.2002 Plätze	Veränderung ² Plätze	in %
Deutschland				
allen Einrichtungsformen zusammen	56.122	56.292	170	0,3
integrativen Einrichtungen	34.742	45.229	10.487	30,2
davon für behinderte Kinder im ...				
Krippenalter ³	1.331	1.810	479	36,0
Kindergartenalter ³	30.078	39.799	9.721	32,3
Hortalter ³	3.333	3.620	287	8,6
Sondereinrichtungen	21.380	11.063	-10.317	-48,3
davon für behinderte Kinder im Alter von ...				
Krippenalter ³	126	159	33	26,2
Kindergartenalter ³	15.682	6.742	-8.940	-57,0
Hortalter ³	5.572	4.162	-1.410	-25,3
Westliche Flächenländer				
allen Einrichtungsformen zusammen	34.122	34.240	118	0,3
integrativen Einrichtungen	19.647	26.856	7.209	36,7
davon für behinderte Kinder im Alter von ...				
Krippenalter ³	209	420	211	101,0
Kindergartenalter ³	18.783	25.334	6.551	34,9
Hortalter ³	655	1.102	447	68,2
Sondereinrichtungen	14.475	7.384	-7.091	-49,0
davon für behinderte Kinder im Alter von ...				
Krippenalter ³	9	65	56	622,2
Kindergartenalter ³	13.972	5.936	-8.036	-57,5
Hortalter ³	494	1.383	889	180,0
Östliche Flächenländer				
allen Einrichtungsformen zusammen	17.112	16.167	-945	-5,5
integrativen Einrichtungen	11.078	12.632	1.754	15,8
davon für behinderte Kinder im Alter von ...				
Krippenalter ³	889	934	45	5,1
Kindergartenalter ³	8.381	10.503	2.122	25,3
Hortalter ³	1.808	1.395	-413	-22,8
Sondereinrichtungen	6.034	3.335	-2.699	-44,7
davon für behinderte Kinder im Alter von ...				
Krippenalter ³	84	47	-37	-44,0
Kindergartenalter ³	962	593	-369	-38,4
Hortalter ³	4.988	2.695	-2.293	-46,0
Stadtstaaten				
allen Einrichtungsformen zusammen	4.888	5.885	997	20,4
integrativen Einrichtungen	4.017	5.541	1.524	37,9
davon für behinderte Kinder im Alter von ...				
Krippenalter ³	233	456	223	95,7
Kindergartenalter ³	2.914	3.962	1.048	36,0
Hortalter ³	870	1.123	253	29,1
Sondereinrichtungen	871	344	-527	-60,5
davon für behinderte Kinder im Alter von ...				
Krippenalter ³	33	47	14	42,4
Kindergartenalter ³	748	213	-535	-71,5
Hortalter ³	90	84	-6	-6,7

1 Gezeigt werden hier nur Einrichtungen, für die die Jugendhilfe zuständig ist (keine Sonderschuleneinrichtungen).

2 Veränderung der Platzzahlen von 1998 auf 2002

3 Krippenalter: Plätze in Kindertageseinrichtungen für Kinder zwischen 0 und 3 Jahren; Kindergartenalter: Plätze in Kindertageseinrichtungen für Kinder zwischen 3 und 6½ Jahren; Hortalter: Plätze in Kindertageseinrichtungen für Kinder zwischen 6 und 12 Jahren (vgl. auch Fußnoten 3 bis 5).

Quelle: Statistisches Bundesamt: Statistiken der Kinder- und Jugendhilfe – Tageseinrichtungen für Kinder; versch. Jahrgänge; eigene Berechnungen